

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-340983](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-340983)

Tiefe Demuth, diese Selbsterniedrigung, die aus ihren Zügen, aus der ganzen Haltung spricht, war neben der Gnade der Grund ihrer Erhöhung, und sie spricht sich ebenfalls aus in dem Erstaunen über des Engels Botschaft.

Bestätigt ist diese Botschaft im Gruße Elisabeths: Du bist gebenedeit unter den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes.

Sie wird gebenedeit, gesegnet, bewundert, verehrt auf dem Mittelbilde, von Bewohnern des Himmels und der Erde, und wieder wie oben in der Darstellung der ersten Bitte des „Vater unsers“ von Stellvertretern der irdischen Macht und Größe in den drei Welttheilen, wie von armen, demüthigen Hirten, die, weil sie keine passenden Worte für ihre Gefühle finden, dieselben in sanften kindlichen Tönen aussprechen.

Aber warum blicken sie nicht nach oben, wenn sie doch grüßen und beten wollen. Ach, sie blicken auf Etwas, was sie ebenfalls sehr nahe angeht. Der Eremit sitzt vor seiner Hütte. Schläft er oder ist er todt? Das Glöcklein ist stumm, unbeweglich, noch liegt der Glockenstrang in des Waldbruders Hand; aber dieser fühlt es nicht mehr, fühlt auch nicht mehr den Rosenkranz in der Rechten — er ist todt. Die da herum knien und stehen, denken vielleicht: Möchte ich den Tod dieses Gerechten sterben! Auch unser Lebensglöcklein wird ausklingen, der Lebensfaden zerreißen, des Lebens Rosenkranz beim letzten Amen anlangen. Wie wird uns dannzumal sein? Wer wird uns helfen und beistehen?

„Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt für uns arme Sünder — jetzt — und in der Stunde unsers Absterbens. Amen!“

Beide Gebete ergänzen, unterstützen sich, sind süßduftende Rosen, die daher gerne zum Kranze, zum „Rosenkranze“ geflochten werden, in sinnvoller Gruppierung, nicht ohne Beziehung auf die Geheimnisse der Erlösung und Heiligung, nach ihrer dreifachen Abstufung der Vorbereitung, des Sühnopfers selbst im Leiden und Tod des Erlösers und endlich in Sieg, Triumph und Gründung des sichtbaren Gottesreiches.

Aber wie Viele, oder eher wie Wenige sind es, welche die hier oberflächlich in Wort und Bild geschilderten Gebete anders als ebenfalls oberflächlich hersagen! Mögen diese Blätter hie und da neben dem Gefühl auch das Nachdenken ein wenig anregen, und unter den vielen zum Himmel gerichteten Vater unser und Ave Maria auch das eine und andere für den Zeichner und für den alten Kalendermacher gebetet werden, der zugleich hofft, man werde ihm allfällige Mängel und Schwächen seiner kleinen Arbeit gütig nachsehen.

Bergfahrt des Pilgers.

Auf empor! und immer weiter!
Unten lastet kalte Nacht;
Oben ist's so leicht und heiter,
Und mich zieh's empor mit Macht.
Auf, empor von Erdenjorgen,
Immer weiter, gegen Morgen!
Auf zu jenem Tag hinan,
Dem kein Abend folgen kann!



Steil und rauh sind meine Pfade
Und der lange Tag ist heiß,
Doch es ebnet sie die Gnade,
Stärkt mich, trocknet mir den Schweiß.
Vorwärts denn du alter Knabe,
Vorwärts an der Hoffnung Stabe!
Muthig! auch nicht einen Blick
Wirf in's tiefe Thal zurück.

Vorwärts Geist und Blicke wende,
Rückwärts nur der Feige weicht!
Bald ist ja der Weg zu Ende
Und der Gipfel ist erreicht.
Jetzt schon starrt der Nebelschleier,
Und der Blick wird heller, freier
Und der Mühe folgt die Ruh,
Pilger, schreite muthig zu.

Wo die Noth am größten, da ist Gottes Hilfe am nächsten.

Groß, unendlich groß war die Noth im Hungerjahre 1847 in den schlesischen Gebirgen, namentlich in den Weberdistrikten. Am Hungertyphus starben Tausende, halbe Dörfer waren verödet, in einigen Dörfern starben ganze Familien aus.

So waren in einem Dorfe zwei Stunden von Oppeln in Oberschlesien auch in einer Hütte der Vater, die Mutter und von vier Kindern die zwei jüngsten dem Typhus erlegen. Nothdürftig unter die Erde gebracht, blieben in der Hütte die zwei andern Kinder zurück, ein Knabe von neun Jahren und sein siebenjähriges Schwesterchen.

Vereinsamt und verlassen saßen die Kinder und starren die vier leeren Wände an, Niemand bekümmerte sich um die Verlassenen, denn das Glend, der Kummer um theure Entziffene lähmte alle Denkraft. Hunger thut weh und der Trieb der Selbsterhaltung ist mächtig.

Die Kinder, denen nun Abends in der ausgestorbenen Hütte oft recht unheimlich zu Muth war, hielten Rath, wie sie sich ernähren wollten. Der Knabe senkte seinen Kopf in die hohle Hand und rief nach einer Weile: „Ich hab's! Wir gehen in den Wald, suchen Reißholz, machen Bündel und tragen es zum Verkauf nach Oppeln. Das Bündel Reißholz einen Silbergroßchen. Ach, Schwesterchen, das macht, wenn wir Glück haben, drei Silbergroßchen.“

Gesagt, gethan! Am andern Morgen verließen die beiden Kinder das Häuschen, welches vereinsamt an der Grenze des Dorfes lag. Ein Kegel an der Thür von Eichenholz war die ganze Verwahrung, denn zu stehlen im Innern gab es Nichts, keine Betten, kein Hausgeräth, in der Hungersnoth hatten die lieben Eltern ja das Letzte verkaufen müssen. Und Diebstahl von fremder Hand, an solche Sünde dachten die Kinder in ihrer Unschuld nicht, sie wußten ja selbst von nichts Bösem.

Sie gingen in den Wald, wo sie sich von Heidelbeeren nährten und suchten mühsam den ganzen Tag in dem einsamen Wald das Reißholz zusammen. Als der Abend schon dunkelte, kehrten sie mit drei Bündeln nach der Hütte heim und freuten sich auf den andern Tag, wo sie nach Oppeln gehen wollten, um das Holz zu verkaufen. Mit dem frühen Morgen wanderten sie der Stadt zu. Der Knabe trug zwei der Bündel, das Schwesterchen das dritte.

In Oppeln angekommen sagte der Bruder zu seinem Schwesterchen: „Bleib hier mit deinem Bündelchen an der Brücke sitzen. Ich gehe hinein und wenn ich mein Holz verkauft habe, hole ich das deinige nach.“ Dem kleinen Sammler lächelte das Glück. Schon nach einer Stunde hatte er sein Holz an den Mann gebracht und triumphirend zeigte er seiner Schwester die zwei dafür empfangenen Silbergroßchen.

Das dritte Bündel fand im Laufe des Vormittags auch noch einen Abnehmer. Drei Großchen! So glücklich war kein Spekulant auf der Börse, der mit Einem Schlag Tausende verdiente. Jetzt kaufte der Knabe Brod zum Unterhalt. Ach! das schmeckte wie Kuchen, denn die Kinder waren hungrig.

Der Rückweg von zwei Stunden war ihnen ein Leichtes. Das erste Geld im Leben verdient, ehrlich verdient, das machte Herz und Füße leicht. In der Hütte angekommen, saßen Beide noch einige Zeit im Finstern, denn ein Licht anzuzünden fehlte ihnen Del und Kerzen. Der

Bruder erzählte dem Schwesterchen eine hübsche Geschichte und noch eine, bis Beide einschliefen.

Den andern Tag wurde wieder Reißholz gesucht, um es dann Tags darauf wieder in Oppeln zu verkaufen. Erlös war immer sicher. Auf dem kleinen Geschäft ruhte sichtbar der Segen des Himmels. Das kleine Männchen sorgte wie ein Hausvater. Brod, Salz und einmal auch etwas Wurst, was schon als Leckerbissen betrachtet wurde. Verwahrt wurde nicht ein Dreier.

So hatten die Kinder bereits schon an sechs Wochen ihr Leben gefristet, als der Herr des Dorfes, der auf einer eisernernten Besizung wohnte, eines Tages an dem Häuschen vorüberging. Von Breslau aus hatten die barmherzigen Brüder zwar schon so manch verwaistes Kind aufgesucht, sicher aber war noch Niemand hieher gekommen. Heute geschah es zur rechten Zeit, denn die Kinder saßen betrübt vor der Thür und der rauhe Wind strich durch ihr Haar. Der Knabe dachte an die Zukunft, an den bevorstehenden Winter. In Sturm und Regen hatte der brave Knabe Holz gelesen und es nach Oppeln zum Verkauf getragen, wenn aber Schnee und Kälte kommt? Keine Schuhe, keine Strümpfe, nothdürftig kaum noch ein Hemdchen auf dem Leibe!

Als der Gutsherr ihrer ansichtig wurde, befragte er sie, wo der Vater sei.

„Der ist todt!“

„Wo ist denn Euere Mutter?“

„Die ist auch todt! Alle im Himmel beim lieben Gott; auch Bruder und Schwesterchen.“

„Aber, ihr lieben Kinder, sagt mir, wer hat denn für Euch gejorgt, wer gab Euch Brod?“

Da erhob der Knabe sein schwarzes Auge und erzählte ohne Anstoß in der Rede, wie er für sich und das Schwesterchen den Ernährer gemacht. Dem Gutsherrn wurde es weich um's Herz. Noch in selbiger Stunde ließ er die Kinder auf seine Besizung kommen, wo sie Kost, Wohnung und Schulunterricht empfingen. Sie aßen mit am Gefinbeisch, und erhielten warme Kleidung; am liebsten aber verweilte der Knabe mit im Stall bei den Pferden. Der brave schmuide Kutscher, welcher jetzt den gnädigen Herrn in die Stadt führt, das ist der brave Knabe und die Wirthschafterin in der Küche, das ist die Kleine, welche das dritte Holzbündelchen trug.

Ein friedliches Kriegsbild.

Ein solches präsentirt sich auf der folgenden Seite, nämlich die Einquartierung. Der preussische Landwehrmann scheint sich in der fremden Familie, bei der er einquartiert ist, und in der ärmlichen Dachstube voll Kinder wie zu Hause zu fühlen, und gewiß weiß er mit Kindern umzugehen. Wahrscheinlich hat er selbst mehr als einß bei seiner Frau in der Heimath zurückgelassen, als er den Tornister umhing, um in den Krieg zu ziehen. Eine Mobilmachung des norddeutschen Heeres ist immer eine furchtbar ernste Sache. Da in Norddeutschland alle diensttauglichen Männer bis zum 32. und in den alten preussischen Provinzen sogar bis zum 36. Lebensjahre zur Landwehr gehören, so sind sicher unter 100 einberufenen Wehrmännern 90 verheirathet. Man kann sich also vorstellen, wie viel Noth und Herzeleid die Einberufung so vieler Familienväter unter die Fahnen verursacht hat, was für namenlos schmerzliche Abschiedscenen da vorgekommen sind. Wenn man nun den Landwehrmann auf unserm Bilde betrachtet,



Die Singquartierung.

M.G. del.

wie er träumerisch den Knasterrauch aus seiner Pfeife in Ringeln in die Luft bläst, während das drittälteste Kind der Quartierfrau ihm den Schnurrbart zupft und der ältere Knabe mit der Pichelhaube und dem Säbel wie ein Rekrut dasieht, so will es Einem bedünken, als ob der Krieger sich in Gedanken in seinen eigenen Familienkreis versetzt, weit weg von hier, vielleicht an den Strand der Ostsee. Auf alle Fälle ist er gut aufgenommen und sogar der Hauskater reibt sich schmeichelnd an seinem Bein. Aber die Quartierfrau blickt doch wehmüthig und sinnend auf den Gast, während sie die Kaffeemühle dreht, und es mag auch sie der Gedanke an den abwesenden Gatten beschleichen, der gleichfalls als Wehrmann hat fortziehen müssen. Wird er wohl wiederkehren, der Nährvater, in die heimische Dachstube? Wird auch der Einquartierte je die Seinigen wiedersehen? Oder wo wird sein ungekamtes Grab sein? — Ach! Millionen Menschenherzen erbeben damals in Deutschland und Frankreich in der schrecklichen Ungewißheit über das Loos ihrer Lieben und viel Tausende beweinen noch immer den Verlust eines theuern Sohnes, Gatten, Bruders und Bräutigams. Das Vaterland forderte viele Opfer und sie wurden willig gebracht.

Das Einquartierungsbild aber, welches den Kalender zierte, ist aus der „Alten und Neuen Welt“ entnommen, um die Kalenderleser auf diese illustrierte katholische Unterhaltungszeitschrift aufmerksam zu machen und ihnen zu zeigen, was für schöne Bilder dieselbe enthält. Die „Alte und Neue Welt“ erscheint zwar schon seit Jahren bei den Herausgebern des Einsiedlerkalenders und ist auch schon in vielen tausend katholischen Familien eine liebgewonnene Hausfreundin. Gleichwohl hat bisher Mancher, der diesen Kalender hält, die „Alte und Neue Welt“ nicht zu Gesicht bekommen oder sich nicht darnach umgethan. Es sei also bemerkt, daß die „Alte und Neue Welt“ die einzige katholische illustrierte Zeitschrift größern Styles bei äußerst billigem Preise ist (man beachte darum die betreffende Anzeige auf den letzten Blättern des Kalenders). Eine Menge von ehrenvollen Zeugnissen ist ihr auch bisher von der kathol. Presse allerorts ertheilt worden; aber nur eines aus dem „Aichener Sonntagsblatte“ (No. 49, Jahrg. 1870) soll zum Belege hierher gesetzt werden. Darin heißt es wörtlich: „Die Alte und Neue Welt verdient eine täglich wachsende Verbreitung nicht bloß deshalb, weil sie in dem Geiste gehalten ist, den man von einem kathol. Blatte erwartet, sondern ebenso sehr wegen der Gediegenheit ihres Inhaltes und der Pracht ihrer Illustrationen. Darin ist das Beste geboten, was die Kunst der Sprache und des Zeichenstiftes in unserer Zeit zu liefern vermag. So was muß man sehen, um wirklich Achtung und Liebe zu unserer illustrierten Zeitschriftenliteratur zu bekommen.“ —

Der große Kirchenraub in Italien, im September 1870.

Unserm armen Einsiedlerkalender, der seines weiten Weges wegen in fremde Welttheile schon im Sommer den Weg unter die Füße nehmen muß, ist es mit seinen politischen religiösen Berichten übel ergangen, da er für 1871 nur noch vom Concil des Vatikans berichten und nebenbei bemerken konnte, auf der politischen Weltbühne sei im Uebrigen alles hübsch ruhig und friedlich geblieben. Daß Gott erbarm! Hübsch ruhig und friedlich! und laum war das gedacht, gesagt, geschrieben, gedruckt, in die Welt hinaus spedirt, so sprang der ruhig scheinende Kessel und

es erfolgte eine Explosion, wie die Welt noch wenig ähnliche gesehen hat.

Die im September darauf erfolgte Eroberung und Besetzung des Patrimoniums Petri bildete in dem ausgebrochenen Kriege zwar nur ein Zwischenspiel, aber für glaubende und fühlende Katholiken ist sie vielleicht das traurigste Ereigniß der ganzen neuern Geschichte, in welchem nicht nur Gewalt, sondern vor allem Lug und Trug und Heuchelei so nackt und etelhaft hervortraten, daß bei der bloßen Erinnerung daran dem ehrlichen Menschen vor Scham das Blut zu Kopfe steigt.

Ueber diese Geschichte sind inzwischen ganze Bücher, freilich in verschiedenem Sinne verfaßt, erschienen, unter denen „der italienische Feldzug wider Rom 2c.“ (Münster, A. Ruffel) besonders zu empfehlen ist. Es wäre schwer in passender und noch schwerer in ruhiger Form einen Auszug daraus zu geben, ich will lieber dafür eine kuriose Dorfgeschichte erzählen.

In E. liegt ein großes altes Dorf, in welchem seit uralten Zeiten die Bewohner vielerlei, zum Theil blutige Händel und Streitigkeiten hatten. Es ist, als ob da unverilgbarer Haß und Reid zwischen den Familien tiefe Wurzeln getrieben habe, so daß diese Giftpflanzen immer neue Todesfrüchte erzeugen. Im gegenseitigen, fast fortwährendem Kriege dieser Familien stand bald diese, bald jene an der Spitze, und in den meisten Fällen, wo die Einzelnen Freundschaft schlossen, geschah es nur, um gemeinsam einen Dritten zu befeinden. So wußte ein gewisser Emanuel durch Hilfe seines mächtigen Nachbarn Ludi sich einige Häuser mit List und Gewalt anzueignen; nur das Haus eines alten, ehrwürdigen, im ganzen Land hochverehrten Mannes, Namens Peter, das er am liebsten gehabt hätte, durfte er nicht nehmen, und darauf mußte er in einem Vertrag mit dem Ludi verzichten und that dieses mit Brief und Siegel und der Emanuel hielt es auch, so lang der Ludi am Brett war.

Nun geschah es aber, daß der Ludi einen dummen Streich machte und mit seinem Nachbar Hermann Händel anfang, wobei er den Kürzern zog und elendiglich um das Seine kam. Darüber freute sich am meisten der Emanuel und benützte sogleich den Anlaß, wo er freie Hände hatte, gegen alles durch Siegel und Brief verbürgte, gegen göttliches und menschliches Recht, den verhassten Peter von Haus und Hof zu treiben.

Er hatte das schon früher auf gemeine Art versucht und bediente sich dazu eines Eisenschneiders, der ihm schon viele Dienste geleistet hatte. Der hatte es gerade umgekehrt als schwarze wüthige Stiere; wenn diese einen rothen Rock oder Lappen sehen, so schießen sie auf denselben los; dieser Eisenschneider aber hatte selbst ein rothes Hemd an, wurde aber wüthend, wenn er einen Schwarzrock erblickte. Es erging ihm indeß übel, als er schelmischer Weise des Peters Haus überfallen wollte. Jetzt hatte Emanuel freie Hand und griff mit seinen eignen, wohlbewaffneten, zahlreichen Mannen das genannte Haus an und brachte es auch bald in seine Gewalt; denn der gute, fromme Greis hatte nur wenige Leute zur Verttheidigung und gebot auch diesen, als sie sich tapfer zur Wehr stellten, bald darauf, kein Blut zu vergießen. So zog der habgüchtige Nachbar in's Haus seines Gvattermanns, dem er vorher alles Gute versprochen und gar rührende Briefe geschrieben hatte, nahm es in seinen Besitz und sperrte den rechtmäßigen Besitzer in eine Nebenstube.

Das beigegebene Bild führt uns aus dem Gleichniß in die Geschichte selbst hinüber; wir sehen Rom, die Haupt-

stadt der
Catholiken
wie sie mo
in einer L
und heilig
berg, wie
llen, auf
Katholiken
Deutschlan
Treppen,
Jahren in
allgemeine
mit war
verlor zu
stlichen A
es war
bei Weishe
gegen den
Niederlage
litteten blu
des größten
magde, ve
begab sich
Die Er
September
nach kurzer
Mauern. A
führte, folg
ländern zu
diesig tau



stadt der Christenheit, und zwar den päpstlichen Palast des Quirinals und den Platz vor demselben, und die Italiener wie sie wohlbewaffnet in fremdes Eigenthum einziehen und in einer Weise brutale Gewalt an die Stelle des ältesten und heiligsten Rechtes stellen, die jedes ehrliche Menschenherz, wie vielmehr das Herz eines Christen, eines Katholiken, auf's tiefste empören muß.

Napoleon hatte, da er in dem so leichtsinnig mit Deutschland angefangenen Krieg hart bedrängt war, die Truppen, die er wie billig zum Schutze des Papstes seit Jahren in Rom hatte, zurückgezogen als eben das große allgemeine Concil in der heiligen Stadt beendet war, damit war dann des Franzosenkaisers Glück zu Ende, und er verlor zugleich Thron, Land, Freiheit und Ehre. Am gleichen Tag, wo er seine Truppen aus Rom zurückzog (es war am 4. August 1870), erlitt er die erste Niederlage bei Weißenburg; am 18. August, am Geburtstag dessen, gegen den er sich so schwer versündigt, erfolgte die zweite Niederlage und am Jahrestag der früher von ihm eingeleiteten blutigen Schlacht bei Castelfidardo, welche den Raub des größten und schönsten Theiles des Kirchenstaates möglich machte, verlor er die dritte große Schlacht bei Sedan und begab sich verzweifelt selbst in Kriegsgefangenschaft.

Die Eroberung von Rom geschah um die Mitte des Septembers, besonders den 14. und 15. dieses Monats nach kurzer Beschießung der alten, aber nicht sehr festen Mauern. Der welschen Armee, welche General Vixio anführte, folgte ein aus ganz Italien und einigen Nachbarländern zusammengesetztes Gefindel, man sagt zwanzig bis dreißig tausend Personen, welche treffliche Dienste leisteten,

um bei einer sofort angeordneten Volksabstimmung, den täuschenden Schein einer Zustimmung der Mehrheit der Bevölkerung Roms zu dieser Gewaltthat zu veranlassen. Daß man diesen Schein zu wahren suchte und mit so verbrecherischen Mitteln wahrte, ist sehr begreiflich — das siebente und achte Gebot steht nahe beisammen; — daß aber die ganze Welt, die alte und neue, in ihrem kirchenfeindlichen Sinn Miene macht, diese Abstimmung, das sogenannte Plebiszit, als echtes und wahres Volksurtheil anzuerkennen und sich immerfort auf dasselbe zu berufen — das übersteigt alle Begriffe von Wahrheit, Recht und Redlichkeit.

Der Papst ist nun Gefangener in seinem eignen Haus, in welchem sogar die in demselben vorhandenen weltberühmten, von den Päpsten rechtmäßig erworbenen und gesammelten Schätze der Wissenschaft und Kunst unter dem Titel Nationaleigenthum mit Beschlagnahme belegt sind, während man von Florenz aus den Käfig mit grünem Laube und allerlei Süßigkeit schmückt, um sagen zu können: — Seht, er ist ja im Freien, ist frei und ihm ist ganz wohl.

Nun kommt noch das Allertraurigste. In der ganzen großen Christenheit hat nicht Ein Monarch seine Stimme gegen solchen Gewaltakt erhoben. Noch im Jahre 1849, als der Papst aus der Flucht von Gaeta in seine Hauptstadt zurückkehrte, garantirten ihm alle europäischen Großmächte, selbst Rußland inbegriffen, auf's Neue und feierlich seine Souveränität, sein Fürstenrecht über den Kirchenstaat und jetzt schweigen sie alle und merken nicht, daß dieselbe im Finstern schleichende Macht, die diesen Fürstenthron stürzte, auch an ihren Sesseln rüttelt.

Dafür erhoben sich tausend und tausend Stimmen aus der Mitte des Volkes in allen katholischen Ländern, um Verwahrung einzulegen gegen das Geschehene, wobei die junge katholische Kirche Nordamerika's am entschiedensten vorangeht.

Was hülften aber diese Stimmen alle, wenn nicht Hilfe käme von oben, von den Bergen, von welchen die Hilfe kommt, wie der Psalmist sagt. „Man spottet dieser unsichtbaren Macht; aber der Spott kann und wird sie nicht vernichten, nicht einmal schwächen, im Gegentheil wird alle diese Veseindung in Gottes Hand das Mittel der Kirche sein, neue Triumphe zubereiten.“ Die lange, lange Reihe von Päpsten, welcher an Zeitdauer nicht von ferne irgend eine andere Herrscherlinie gleicht, ist auch an schweren Leiden und Prüfungen allen andern weit voraus, und hundert der Vorgänger unsers Pius rufen ihm zu: „Darre aus, dem Sieger gebührt die Krone!“



Auch Petrus der erste Papst steigt nieder, seinen Nachfolger zu trösten, zumal an dem Tage der seltenen Jubelfeier, die außer dem Apostelfürsten keinem andern Papste zu Theil wurde.

Was nun die Zukunft bringen wird, das weiß Gott. Wir unsererseits halten uns an die Verheißungen der ewigen Wahrheit, erinnern uns, daß die Kirche schon Schreckliches erlebte und immerdar gerettet wurde.

So weit für einmal, bis Anno 72 kann sich noch Allerlei ändern. Gott befohlen!

Zweierlei Thränen.

Ein armer aber geschickter Tischler erhielt durch Empfehlung Arbeit in einem angesehenen Kaufmannshause. Der Kaufmann bestellte zur Ausstattung seiner Tochter für zweihundert Thaler Mobilien bei ihm. Der Tischler, hocherfreut, eilte nach Hause und erzählte seiner Frau das unerwartete Glück. Als der erste Rausch der Freude vorbei war, kam der hinkende Bote nach und warf die Frage

auf: Wo nun die bedeutende Ausrüstung hernehmen? Den neuen großen Kunden um Vorstoß bitten, das ging nicht, denn dadurch hätte man vielleicht den ganzen Handel rückgängig gemacht. Reiche Freunde hatte der arme Mann nicht, wo konnte man nun eine so bedeutende Summe, wie sie zur Anschaffung des Materials erforderlich war, erheben, als bei einem Wucherer. Der ward bald gefunden, und von ihm, nachdem er sich von der Richtigkeit der Bestellung überzeugt, gegen einen Wechsel für zwölf Prozent auf zwei Monate das verlangte Geld hergegeben. Fleißig arbeitete der Tischler, und bald standen zwei Dutzend der herrlichsten Stühle, ein schöner Schrank, alles nach Wunsch ausgefallen, zum Lobe des Meisters da.

Nett im Sonntagsüberrocke gekleidet ging unser Tischler neben der Bahre her, und hoch pochte ihm das Herz vor Freude, wenn Vorübergehende die schöne Arbeit lobten. Als man im Hause des Kunden angekommen, ließ alles zusammen, das Mobilien zu beschauen. Auch der Hausherr wurde gerufen und lächelte beifällig und zufrieden. „Er soll in Zukunft mein Tischler sein, denn die Sachen sind lobenswerth; laß Er nur alles behutjam niederlegen. Gott befohlen!“ und damit ging er auf's Comptoir, der Tischler nebst Gefellen bald darauf aus dem Hause. „Meister,“ sprachen diese, „der Herr schien ganz zurieben, und wie reich muß er nicht sein, da hat der Meister einen guten Kunden erhalten.“ — „Ja wohl, Leute, das habe ich, und ich bin auch hocherfreut darüber.“ Doch auf dem Gesichte des guten Mannes war eben keine Freude zu sehen, denn er dachte daran, daß die zwei Monate in acht Tagen verlossen, und der reiche Kaufmann ihm von Bezahlung keine Silbe gesagt. Wie sollte das nun werden? Trübe saßen, als sieben Tage vergangen, die beiden Eheleute zusammen; da sprach die Frau: „Auf lieber Mann! fasse ein Herz, geh' zu unserm neuen Kunden und bitte ihn um Bezahlung. Er wird ein Mensch sein und Einsicht haben.“ — Und der Meister ließ sich bereden.

Schwer schlug das Herz, krampfhaft drückte er die Arme seines Huttes zusammen, als er nun die Thüre des Comptoirs geöffnet und rechts und links an hohen Balken ein Dutzend emsig vertiefter Schreiber gewahrte. Er bot ihnen laut einen guten Tag, keiner antwortete ihm. Er wiederholte nach einer Pause noch einmal die Begrüßung, und mit einem scharfen Blick ihn messend, fragte der Nächststehende: „Was haben Sie?“ „Bitte unterthänigst, ich möchte gern den Herrn sprechen.“ — „Dort unten,“ war die Weisung, indem er rückwärts nach einer Ecke des großen Zimmers zeigte. Langsam und schwer schritt der Tischler durch den Saal; es war ihm, als wenn Blei in seinen Füßen läge. Da saß der stolze Kaufmann; die Stirne nachdenkend in die linke Hand gestützt, in der rechten die Feder haltend, wollte er eben ein wichtiges Handlungs-Projekt zu Papier bringen, als aus Verlegenheit der Tischler gegen die offene Thüre des Gitters rennend, den Tiefsinningen plötzlich unsanft aus seinen Gedanken riß. Varsch fuhr er empor: „Was will Er?“ Doch war an keine Antwort zu denken. Alle im Sinne gehalten und von der klugen Ehehälte ihm eingepprägten schönen Worte waren dahin. Er stand wie versteinert. „Nun, was will Er?“ fragte der Hausherr den Sprachlosen und erkannte ihn nicht wieder. — „Verzeihen Sie, mein Herr, ich war, ich bin, ich komme, — der Tischler, der die große Ehre hatte, für Sie zu arbeiten.“ „So, so, und? — Er will vorfragen? Ich habe noch nichts wieder, Er brauchst dich auch nicht zu bemühen, ich werde schicken, wenn ich seiner

benöthige. Vielleicht bald. Adieu!" Und damit neigte sich Haupt und Hand wieder zum Papier. „Ach," fing der zerschmetterte Handwerksmann wieder an, „der Herr möge nicht böse werden, aber ich möchte Sie wohl bitten um den Betrag des Gelieferten; ich habe kein Kapital und" — Verdrießlich erhob sich der Kaufmann. „Ich bezahle nur halbjährig; auf solche Kleinigkeiten können wir uns nicht einlassen, das macht uns zu viel Umstände. Laß Er sich dort beim Kassier ausbezahlen. Doch das ist einmal gewesen. Er muß keine Arbeit annehmen, wenn Er nicht anständig kreditiren kann;" und so winkte er einem ihm zunächst sitzenden jungen Mann, demselben befehlend, dem Tischler die Summe auszubezahlen. Stumm nahm dieser das Geld in Empfang, und an das Pult des Kaufmanns gehend, um die Quittung zu unterzeichnen, stieß, erpreßt von dem Gedanken, du kommst in Zukunft eine solche Arbeit doch nicht wieder annehmen, denn deine Armuth verschließt dir jede Hoffnung dazu, eine Thräne über seine Wange. Der Kaufmann bemerkte sie. — Stumm verneigte sich der unglückliche Tischler und ging. Als er die Hälfte des Zimmers durchschritten hatte, rief ihn der Kaufmann zurück: „Hört einmal, Meister, von den Stühlen könnt Ihr mir noch ein Duzend liefern, und ich habe auch in der nächsten Woche Mehreres. Doch damit Ihr mir in der Zukunft nicht alle Augenblicke beschwerlich werdet, und weil Ihr mir doch kein halbes Jahr Kredit geben könnt, so will ich Euch kreditiren. Zahlen Sie dem Manne noch vierhundert Reichsthaler," sprach er zum Kassier und blickte auf's Papier. — Sprachlos stand der Tischler da, im Innersten erschüttert, doch jetzt ging er rasch auf den Kaufmann zu, ergriff dessen Hand und drückte sie herzlich. „Dank," stammelte er, „Dank, guter Herr!" — und eine Thräne fiel auf die geküßte Hand, eine helle Freuden- und Dankesthräne. „Laßt das, lieber Freund. Wenn Ihr ein ehrlicher Mann seid, so braucht Ihr des Dankes nicht. Doch hier kein Aufsehen. Geht mit Gott! Ich komme vor bei Euch und will einmal selbst nach Eurer Wirthschaft sehen. Adieu!"

Froh und überglücklich kehrte der Tischler zurück. Fleißig arbeitete er, und durch des angesehenen Kunden Hilfe war er bald ein gemachter Mann. Der stolze Kaufmann aber fühlte an jenem Morgen eine so sonderbare Regung in seinem Herzen, daß er seit dieser Stunde noch manche Thräne hervorlockte, doch war's immer eine Dankesthräne.

Wolf und Storch

oder der Dank großer Herren!

Meister Wolf, wie männiglich weiß,
Hat immerdar guten Appetit;
Da geschah's einmal — die Speise war heiß,
Daß ihm ein Knochen in den Hals gerieth,
Der blieb zu der Familie Schrecken —
Wie man das auf dem Holzschnitt
So rührend abgebildet sieht —
Fest und unbeweglich steden —
Und konnte weder vorwärts noch zurück.
Der Wolf hatte unsäglich zu leiden
Und war schon nahe am Verscheiden,
Da ging eben zu allem Glück
Der berühmte Doktor Storch vorbei.
Frau Wölfin und die drei kleinen
Thäten sogleich ihre Bitten vereinen,
Und baten mit nicht geringem Geschrei,
Der Herr Doktor wolle seine Hilfe leihen
Und Herrn Wolf vom Knochen befreien.



Der Doktor erhörte die Bitten,
Kam pathetisch einhergeschritten,
Hiß den Patienten sich setzen,
Begann seine spitze Zange zu weizen,
Die er vorsichtig und klug
Für solche Fälle immer bei sich trug.
Nun beweht er seine Nase
Mit dem schärfsten Augengläse,
Untersucht die gefährliche Stelle
Und zieht dann wunder schnelle
Den Knochen heraus an's Tageslicht —
Den Wolf aber, den er befreit,
Bittet er um eine kleine Erkenntlichkeit.
Worauf Herr Wolf gelassen spricht:
„Herr Doktor geben Sie sich zufrieden;
Ihnen wurde große Ehre beschieden,
Wie sie selten vorkommt auf Erden,
Sie dursten so ungenirt kühn
Den Kopf wieder aus meinem Schlunde ziehn
Ohne von mir gefressen zu werden.
Was wollen Sie mehr?
Ist das nicht großer Ruhm und Ehr?"
Der Doktor schüttelt das Haupt,
Hat sich höflich beurlaubt —
Und murmelt: Das will ich nicht vergessen:
Mit großen Herrn ist nicht gut kirsch'n essen.

„Der Zweck heiligt das Mittel.“

Ein vielbesprochener Satz! Und manchem Leser wird es lieb sein, wenn ihm der Kalendermann (obchon er kein Moralphilosoph ist) andeutet, was es damit für eine Bewandtniß habe.

1. Was ist besser, als Veten, Fasten und Almosen-geben? Wahrlich, ein vortreffliches Mittel, um gottwohlgefällig zu werden und den Himmel zu verdienen! Wer aber hiebei nur den eiteln Zweck hätte, in den Augen der Welt als ein Heiliger zu erscheinen, dessen Veten, Fasten und Almosengeben würde — eben durch diesen schlechten Zweck — geradezu entheiligt.

2. Spazierengehen, das ist an und für sich weder gut noch böß. Hast du aber bei deinem Spaziergange den löblichen Zweck, die Allmacht und Güte Gottes in der Herrlichkeit der Natur zu bewundern, oder auch auf dem Spaziergange deine Leibes- und Geisteskraft für die tägliche Berufsarbeit zu erneuern: dann ist dein Spaziergang etwas Gutes und Gottwohlgefälliges, er ist durch den heiligen Zweck geheiligt worden.

3. Lügen und Stehlen sind arge Dinge! Unser Herr hat sie verboten für jetzt und allzeit, und dabei soll's verbleiben. Würdest du aber einen Reichen bestehlen, mit dem

edlen Zwecke, einer armen, rechtschaffenen Familie aus der Noth zu helfen; oder würdest du dir eine Lüge erlauben, in der heiligen Absicht, dadurch einen Unschuldigen vor dem Verderben zu behahren: wäre dann dein Diebstahl oder deine Lüge durch den guten Zweck nicht erlaubt und geheiligt worden? Nie und nimmer! Was der liebe Gott einmal — durch die innere Stimme in der Menschenbrust, oder durch die Donnerstimme auf dem Berge Sinai — verboten hat, das bleibt ein für allemal verboten, mir und dir und allen Menschen ohne Ausnahme.

So merke dir die drei Sätze wohl:

1. Ein an und für sich gutes Mittel wird durch den schlechten Zweck entheiligt;
2. ein an und für sich gleichgültiges Mittel wird durch den guten Zweck geheiligt;
3. ein an und für sich schlechtes Mittel ist und bleibt schlecht, auch beim besten Zwecke.

So lehrt und lehrte von jeher die katholische Kirche, und Alle, die es mit ihr halten!

Ein Bräutigam wider Willen.

L. Rist erzählt in seinem neuen Buche „Amerikanisches“ folgende echt amerikanische Geschichte. Ein schmucker deutscher Metzgerbursche kam nach Buffalo und fand dort Beschäftigung bei einem Metzger. Jeden Morgen hatte er das Fleisch zu den reichen Kunden in's Haus zu tragen, und zwar auch zu einer allein stehenden, jungen, schönen und reichen Dame. Die sieht den blühenden Metzgerburschen und ist wie bezaubert. Sie will mit ihm reden, aber er versteht kein Wort englisch und sie kein Wort deutsch. Sie wird alle Tage freundlicher gegen ihn und gibt ihm jeweils hübsche Trinkgelder. Endlich ist sie fest entschlossen: dieser wird mein Mann oder keiner. Wenn sie ihm nur sagen könnte, wo sie der Schuh drückt! Eines Morgens faßt sie sich ein Herz, ladet ihn durch eine Handbewegung in's Zimmer ein und gibt sich hier in allen Formen des guten Anstandes und der feinen Bildung alle erdentliche Mühe, dem Ahnungslosen begreiflich zu machen, daß sie ihm, wie er ihr bisher Fleisch von Rindern und Kalbern präsentiert, ihr eigenes Herz und ihre Hand biete. Er begriff sie durchaus nicht. Da deutet sie zuletzt auf ihr Herz und ruft in höchster Erregung: «I your lady!» d. h. ich Ihre Frau! Und das verstand er. Aber er schüttelt den Kopf und drückt sich mit den Worten «No, no!» (nein, nein) zur Thüre hinaus. Sie sinkt vor Schmerz in ihren Divan, doch sie erhebt sich wieder, läßt anspannen, fährt zum Gerichtshaus und verklagt den Metzgerburschen, er habe ihr die Ehe versprochen und wolle sein Wort nicht halten. Er wird citirt, stellt die Anklage natürlich in Abrede, aber die Dame beschwört ihre Aussage. Da lautet das Urtheil: entweder so und so viel tausend Dollars Entschädigung der Dame zu bezahlen, oder so und so viel Monat hinter Schloß und Riegel zu sitzen, oder die Dame zu ehelichen. Geld hatte er keines, sitzen wollte er nicht — und da sieht er die Amerikanerin erst recht an und findet, daß sie so übel nicht ist. Und gerührt reicht er ihr die Hand und stammelt: «Well, your my lady!» Damit war die Ehe geschlossen. Der Richter nahm den Akt zu Protokoll — und das glückliche Paar fuhr nach Hause. Der ehemalige Metzgerbursche ist nun ein perfekter Gentleman.

Eine Polizeigeschichte höhern Styles.

Die hübsche elegante Provinzialstadt B. liegt nicht weit von der Residenz A., wo es freilich noch vornehmer und eleganter aussieht; zwischen beiden Städten besteht sehr lebhafter wechselseitiger Verkehr. Dieses vornehme Stadtleben führt aber auch den gewohnten sittlichen Schlamm herbei, und gemäß dem Spruch: Wo das Nas, da jammeln sich die Geier, finden sich Schwindler, Gauner, Taschendiebe und ähnliches Gefindel in dem Grade häufiger ein, als der Luxus höhere Stufen erreicht hat. Der Staat bietet aber Allem auf, um durch seine Polizei diesen „Geiern“ auf die Spur zu kommen und ihnen die Flügel zu beschneiden. Diese Staatsanstalt nährt und zieht ihrerseits eine Menge von Beamten aller Grade, welche in der Regel als Stellvertreter der Staatsallmacht, um so arroganter aufzutreten, um so rastloser aufzutreten, je niedriger sie stehen, und — doch genug!

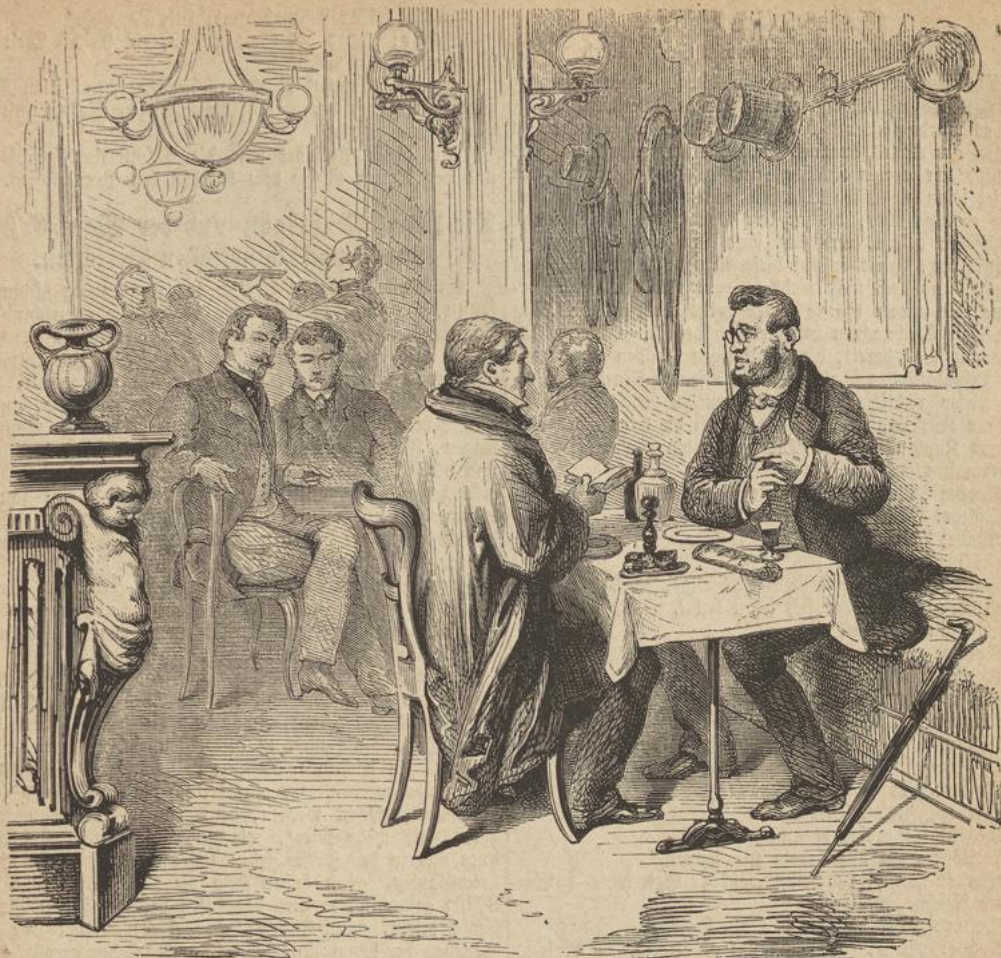
Nach diesem moralischen Eingang begeben wir uns in die Arbeitsstube eines Polizeichefs in B. Herr Meyer ist ein recht waderer Beamte, hat sich vom Gehilfen, Copisten und Schreiber rastlos emporgearbeitet, hofft und trachtet aber, es noch weiter zu bringen, wozu ihm irgend eine auffallende Leistung auf dem Gebiet polizeilicher Thaten erwünscht wäre. Während er solchen Gedanken nachhängt kommt der Briefträger herein und überreicht ihm eine wohlgefertigte, wohlversiegelte, breite Staatsbesche, läßt sich, der Wichtigkeit des Schriftstücks wegen, den Empfang quittiren, verbeugt und entfernt sich.

Herr Meyer zaubert nicht die Besche zu eröffnen, und beim Lesen derselben erheitert sich sein Gesicht zusehends, denn es wird da kund gethan, es sei einer der ärgsten Spitzbuben — so und so aussehend — in der Umgegend bemerkt worden auf dessen Einbringung ein großer Preis gesetzt sei, wird also Herr Meyer alles Ernstes vermahnt wohl aufzumerken. — Unterzeichnet: Schulze, Oberpolizeidirektor.

Der Leser dieses Briefes reißt sich die Augen, fängt nochmal und zum dritten Mal an zu lesen, und verlegt sich schließlich auf ernstliches Nachdenken, wie etwa der seltne Vogel zu fangen und damit ein höherer Staffell polizeilicher Glorie zu erklimmen wäre. Mit dem Schein eines recht ehrlichen, gutmüthigen Philisters, so denkt er, komm ich dem pfiffigen Delinquenten eher auf die Spur, als in meiner gewohnten polizeilichen Gestalt. Einfalt und zutrauliches Wesen wird Zutrauen wecken und so läuft die Maus in die Falle. Gehen wir nun zunächst in den Prinzenhof und halten wir ein bißchen Heerichau unter den dortigen vielen Gästen. Der Herr Oberkellner wird mir gegen ein Douceur schon ein wenig helfen.

Sonach sucht sich Herr Meyer aus seinen mit allerlei Kostümen wohlbesetzten Schränken eine echt philiströse Kleidung, steckt untadeliche Vatermörder an Hals und Waden, streicht das Haar ein bißchen zurecht, trägt das Signalement in sein Notizbüchlein ein, das er zu sich steckt, und verfügt sich in den Prinzenhof, wo er dem Oberkellner seinen Kriegsplan eröffnet und ihm zugleich Ordre erteilt, was zu thun sei, sofern er den Vogel an den Federn erkannt habe, er werde nämlich in diesem Fall rufen: Jetzt gilt's. Dann sollen unverweilt einige Handfeste Kerls das bezeichnete Objekt in Beschlag nehmen. Für das Uebrige werde er schon sorgen.

Nun spaziert mit der gleichgültigsten, unbefangenen Miene unser Pfiffikus in den Speisesälen und Cabineten umher und prüft Gesicht um Gesicht, bis er auf einmal das rechte gefunden zu haben meint. Ein Mann sitzt da



bei einer Flasche Wein, in schwarzem Rock, die Brille auf der Nase, struppigem Bart und etwas aufgeworfenen Lippen. — Wichtig er ist's. Herr Meyer nähert sich freundlich: Sie erlauben, mein Herr, Ihnen ein bißchen Gesellschaft zu leisten? — O mit Vergnügen, belieben Sie doch Platz zu nehmen, wir sitzen zwar ein bißchen enge, aber um so ungenirt können wir uns unterhalten. — O, bitte recht sehr! — u. s. w., u. s. w. Kurz, es entspinnt sich bald ein lebhaftes Gespräch, bald fragt man gegenseitig nach Namen, Stand, Geschäft und Reiseziel. Meyer ist sehr wißbegierig, aber der Fremde ist es nicht minder. Beide scheinen sich in ihren Angaben zu widersprechen, viele Fragen und noch mehr die Antworten sind dunkel oder verfänglich. Inzwischen summt's aber im Kopf des Herrn Meyer immer deutlicher: Er ist's, er ist's! Zur Vorsicht nimmt er sein Notizbüchlein noch einmal unter irgend einem Vorwand hervor, und vergleicht das Signalement. Sein Gegenüber blickt ihn aber auch immer verdächtiger an, was den guten Herrn Meyer noch mehr in seinem Verdachte bestärkt, bis er endlich der Sache ganz sicher ist und auf einmal laut aufruft: Jetzt gilt's — und sieht es laufen flugs die bestellten Staatsknechte herbei, sich des Fremden zu bemächtigen.

Aber, o Himmel, im gleichen Moment schreit auch der Fremde: Hülf! und zu einer andern Thüre herein stürzen drei andere stämmige Bursche herein und bringen den Herrn Meyer in ihre Gewalt. — Gegenseitiges Staunen, mit Augenauffperren und andern hergebrachten Symptomen, dann lebhaftes Protestationen, wobei Herr Meyer zuerst hervorrückt und sich als Polizeikommissär von V. zu erkennen gibt und als solcher legitimirt. Der Fremde aber gibt sich zu erkennen und legitimirt sich als Oberpolizeikommissär Schulze in A., legt falschen Bart und Dupe (Perücke) ab; bittet aber den Herrn Meyer zugleich höflich um Verzeihung. Er war nämlich, ohne Herr Meyers Schritte zu ahnen, in derselben Absicht in den Prinzenhof gekommen und hatte richtig aus dem Schein von Einfalt und den etwas widersprechenden Reden des Herrn Collega geschlossen, er sei der Gesuchte. Für den Fall des Findens aber hatte er ohne Wissen des Oberkellners ebenfalls seine Häschiere bei dem Wirth bestellt. Staunen, Ingrimm, Proteste, Vorwürfe lösten sich bald in heitre Stimmung und Gelächter auf und zur Erinnerung an das seltsame Ereigniß, wurde noch die eine und andere Champagnerflasche gewirt.

Kinder-Disputation.

Parabel aus dem siebenzehnten Jahrhundert.

Ein frommer Knabe hatte viel von einem gelehrten Wunderkinde gehört, das ein Doktor der Weltweisheit sei, und es wurde ihm oft vorgehalten, wie er gegen diesen Weisen ein rechtes dummes Schaf zu nennen wäre. Das betrübe den armen Knaben, und als er einstens hörte: Es sei schon die halbe Weisheit, einen Weisen zu fragen, ruhete er nicht eher, bis er den Doktor der Weltweisheit zu Gesichte bekam, und bat ihn: ihm einige Fragen zu beantworten, damit er auf diese Art zur halben Weisheit gelange, und doch nicht mehr so ganz und gar dumm erscheine, die andere Hälfte werde wohl der liebe Gott ihm einmal zu Weisheiten beschicken. Der junge Doktor lächelte und war bereit, dem einfältigen Knaben zu dienen. Die Disputation geschah aber auf offenem Markt in Weisheit vieler rechtschaffenen und frommen Leute, die eben aus der Kirche kamen, worunter auch die Eltern des einfältigen Knaben waren. Die Unterredung aber fiel folgendermaßen aus:

Knabe: „Was ist das Beste in der Welt?“

Doktor: „Ein guter Freund.“

Knabe: „Nein, ein gutes Gewissen. — Wer ist der Klügste in der Welt?“

Doktor: „Der die meisten Bücher gelesen hat.“

Knabe: „Nein, der sich selbst kennt. — Wer ist der Dümteste in der Welt?“

Doktor: „Der am wenigsten weiß.“

Knabe: „Nein, der sich seiner Wissenschaft rühmt. — Welches ist der beste Stand?“

Doktor: „Der Doktorstand.“

Knabe: „Nein der Christenstand. — Welches ist die höchste Ehre?“

Doktor: „Tapferkeit im Kriege.“

Knabe: „Nein, Demuth im Frieden und Glück. — Welches ist die größte Kunst?“

Doktor: „Die Welt wohl zu regieren.“

Knabe: „Nein, sich selbst wohl zu regieren. — Wer ist der Reichste auf Erden?“

Doktor: „Der das meiste Geld hat.“

Knabe: „Nein, der genug hat an Jedem. — Welches ist das mächtigste Thier?“

Doktor: „Der Löwe.“

Knabe: „Nein, das Wirmlein, welches Menschen und Löwen verzehrt. — Welches Thier trinkt das unruhigste Getränk?“

Doktor: „Der Fisch, der das Meer trinkt.“

Knabe: „Nein, die Mücke, die des Menschen Blut saugt.“ Als die Umstehenden dem Knaben immer Beifall klatschten ward der Doktor unwillig und sagte: „Knabe, wer hat Dich so klug gemacht?“

Da unarmte das Kind seinen Vater und seine Mutter und sprach: „Hier, mein lieber Vater Wahnmund und meine liebe Mutter Einfalt haben mir dies gelehrt.“ Da sagte der Doktor: „Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weltweise beantworten können. Aber jetzt will ich Dich auch fragen.“ „Das thue,“ sagte der Knabe, „damit Du uns den Beweis deines letzten Satzes nicht schulbig bleibest.“ Da lachten die Leute und es fragte der Doktor: „Wie groß ist die Welt?“

Knabe: „So groß, daß sie Gott allein umspannen kann, und doch nicht so groß, als die Eitelkeit der eingebildeten Weltweisheit.“

Doktor: „Hängt, steht oder schwebt die Welt?“

Knabe: „Der sie umspannt, hält sie auch.“

Doktor: „Was hat Gott gethan, eh' Er die Welt erschaffen?“

Knabe: „Er hat Ruthen gebunden, den eitlen Borwitz zu strafen, der mit solchen Fragen die Einfalt in Verführung führt.“

Mit dieser Antwort war die Disputation geschlossen und der Doktor mußte dem Knaben den Preis lassen.

Die Mont-Cenisbahn und der Mont-Cenis-tunnel nach chinesischen Berichten.

Es dürfte noch viel Wasser den Jantsekiang hinunterlaufen, bis die Chinesen über europäische Einrichtungen einigermaßen leidlich unterrichtet sein werden. Ja, man sollte, nach ihren Mittheilungen über gewisse Institutionen in Europa zu urtheilen, entschieden daran zweifeln, daß sie in der Erfindung des Compasses, der Gasbeleuchtung, des Schießpulvers, Papiers, Buchdrucks, der Schnellwagen, Feuerpistolen, Kettenbrücken, artesischen Brunnen und der Glocken den Europäern vorangegangen. Jedemfalls hat es ein chinesischer Berichterstatter jüngst läuten hören ohne zu wissen, wo die Glocken hängen. Sein Bericht über die Mont-Cenisbahn und den Mont-Cenis-tunnel, der unlängst die Kunde durch die chinesischen Zeitungen machte, beweist dieses hinlänglich. Die Mont-Cenisbahn, die bekanntlich nach dem System Fell erbaut worden, ist nach chinesischem Bericht eine Fellbahn, das heißt eine Lederbahn und keine Eisenbahn.

„Mit dem schweren Eisen,“ so sagt der Mont-Cenisbahn- und Mont-Cenistunnelbericht eines Berichterstatters des Reiches der Mitte, „war ein Uebergang über den steilen Mont-Cenis nicht zu bewerkstelligen. Es mußte ein anderes, ein leichteres Bahn- und Wagenmaterial ausgedacht werden. Es mußte auch an ein anderes Zuginstrument gedacht werden, denn eine eiserne Dampfmaschine, die mehr wiegt, als unsere schwersten Pagoden, kann nur in der Ebene gehen und nicht auf einen Berg hinaufsteigen. Nun haben doch die Deutschen endlich ein Mittel gefunden, welches das Eisen bei dem steilen Mont-Cenis ersetzt, nämlich das Leder (Fell). Nicht nur die Schienen der Mont-Cenisbahn sind aus Leder gerollt, sondern auch die Wagen bestehen aus Fell. Diese letzteren, welche die Haare nach innen behalten haben, sind auch insofern von Vortheil, als sie die Reisenden warm halten, denn die Fahrt geht an Schneehängen vorbei und zwischen Schneewänden hindurch. Das Ausziehen des Zuges auf den Mont-Cenis besorgt ein Luftballon, der gerade so angespannt wird, wie man eine eiserne Dampfmaschine anspannt. Bei der Abfahrt vom Mont-Cenis aber ist gar kein Ballon nöthig, da der leichte Zug von selbst in die Tiefe hinabgeht. Eisen würde alles in den Abgrund werfen, denn Eisen kann so steil bergab nicht gebremst werden.“

„Da Güterzüge der Schwere wegen nie über den Mont-Cenis gehen können, den Reisenden ist nur leichtes Handgepäck gestattet — so mußte auch ein Weg durch den Mont-Cenis gebrochen werden. Dieser Weg, daran tausende von Arbeitern thätig sind, wird nach der Vollendung den Güterzügen dienen, während die leichte Fellbahn über den Mont-Cenis den Reisenden verbleibt. Wenn wir einmal über die „Wohnung des Schnees“ (Himalaya) eine Bahn bauen, müssen wir den Deutschen folgen. Durch den Berg müssen die schweren Güterzüge als Eisenbahn und über den Berg die leichten Passagierzüge als Fellbahn gehen.“

Noth bricht Eijen. Noth macht erfinderisch. Diese noch in vielen andern Volkswißen ausgesprochene Wahrheit hat sich im letzten Kriege wieder glänzend bewährt, und es sind daher in demselben viele neue Dinge und Vortheile zum Vorschein gekommen, von denen man früher nicht geräumt hat; während andere ältere Erfindungen in hohem Grade vervollkommenet wurden. Ich denke hiebei nicht sowohl an die mörderischen Waffen zu Schutz und Trutz, die schrecklichen Belagerungsgehoße und Geschütze, wovon früher schon unser Kalender erzählte, nicht an die vielerlei Kriegslisten, über die jetzt so viele lustige Histörchen cursiren, sondern vielmehr an Erfindungen, die auch zum Wohle der Menschen verwendet werden können.

Solche beziehen sich z. B. auf Nahrungsmittel und Vereitung derselben. Was ist nicht alles in Paris und andern belagerten Städten verpeißt worden; wie manches Vorurtheil gegen diese und jene Speise ist verschwunden. Ragen und Ratten kamen als Leckerbissen, wilde Thiere, sonst geneigt Menschen zu fressen, wurden jetzt von diesen verpeißt. Ein Elephant in Paris wurde um 27,000 Fr. an einen Metzger verkauft. Aber nicht nur neue Speisen fand man, sondern man brachte es auch bedeutend weiter im Conserviren nahrhafter Stoffe, um in geringem Raume und leicht wiegend, größere Massen von Nahrungsmitteln versenden oder aufbewahren zu können.

Am merkwürdigsten scheinen aber die Vorkehrungen und Erfindungen in Bezug auf Verbindungen der Menschen in näherer und weiterer Entfernung auf, unter, über der Erde, durch dieselbe und durch die Luft. Am bedeutendsten entwickelte sich die Kunst der Luftschiffahrt und wenn früher einmal der Einsiedlerkalender sich lustig darüber machte, es werde am Ende noch dahin kommen, daß man regelmäßige Postverbindungen durch die Luft einrichte, so ist dieses buchstäblich wahr geworden, indem wirklich in und aus der von ein paar Hunderttausend Deutschen belagerten Stadt Paris regelmäßig eine sogenannte Ballonpost verlehene Briefe und Berichte in die vom Feinde unbefestigten Gegenden spedirte.

Wichtiger, aber auch schwieriger und gefährlicher war die Expedition von Personen, die indessen auch öfters vollkommen glückte. Zum Auspioniren der Positionen und Absichten des Feindes hatte man in frühern Kriegen schon, z. B. in denen des ersten Napoleon und noch mehr im letzten großen amerikanischen Kriege, die Luftschiffahrt benutzt, 1872.

nicht aber in solchem Umfang und nicht in solch' große Entfernung zu solchen Reisen. Am berühmtesten wurde die Fahrt des revolutionären Ministers Gambetta, der aus Paris nach Tours, dem provisorischen Sitz der neuen Regierung segelte, von welcher Fahrt viel Abenteuerliches gelogen wird.

Mehrern dieser Luftschiffer ging es übel, indem sie wider ihren Willen und oft mit der größten Lebensgefahr in Feindesland abgesetzt oder abgeworfen und dann sammt ihren Depeschen und Effecten als gute Beute behandelt wurden. Einer dieser Ballons verirrte sich sogar bis nach Norwegen, wo er mit zwei Passagieren, vielen Briefen und Zeitungen den 27. Sept. 1870 am Klippenufer niedersiel. Die Reisenden wußten lange nicht einmal, in welchem Land oder Welttheile sie waren. Andere so belastete Ballone fielen in Deutschland, bei Nassau und bei Rothenburg an der Tauber nieder. Dieser hatte zur Reise von Paris dahin eiltsthalb Stunden gebraucht. Noch schlimmer hätte es einem andern Luftschiff gehen können, das von Paris nach Süden flog. Es wurde aber vom heftigen Nordwind gepackt und weit über sein Ziel hinausgetragen. Schon sahen die Reisenden von ferne das mittelländische Meer und konnten sich gefaßt machen, vielleicht bis in die Sandwüsten Afrika's getragen zu werden, wenn nicht vorher noch das Meer sie aufnahm, aber zum Glück wendete sich der Luftzug und sie kamen mit heiler Haut, wenn auch auf großen Umwegen an's Ziel.

Die Preußen hatten natürlich an alle dem kein Wohlgefallen und stellten sich gegen die frechen Vögel zur Wehr. Fleißig spähten sie in der Luft nach denselben, und wo sie einen erblickten, begann sogleich eine Heßjagd mit allerlei Geschößen, von denen einige eigens zu solcher Jagd construirt wurden. Man träumte sogar davon solche Ballone mit Geschüz zu versehen und von beiden Seiten her oben in den Luftregionen Scharmügel zu liefern, was inzwischen dem nächstfolgenden Kriege vorbehalten blieb.

Eine der größten Schwierigkeiten bei der Luftschiffahrt liegt in der Kunst, den Ballon zu lenken, da man die bewegende Kraft, den Hebel, nirgends an einem festen Körper ansetzen kann. Man glaubte indessen im letzten Kriege auch diese Schwierigkeiten überwunden zu haben. Ein geschiedter Polytechniker in Paris fiel nämlich auf folgendes Verfahren. Es werden vier Adler (natürlich französische Adler) an einem Luftballon befestigt. Der Führer in dem Schiffe führt eine lange Stange, wo-



ran ein rohes Stück Fleisch befestigt ist. Will er nach rechts, so hält er die Stange mit dem Fleische nach der rechten Seite und sofort werden die hungrigen Vögel auf das Fleisch zukiegen und den Ballon nach jener Richtung hin ziehen. Ebenso macht es der Führer, wenn er den Ballon steigen oder fallen lassen will. Man hat Proben mit diesem Experiment gemacht, aber bisanhin nur auf dem festen Lande, wo die Sache auch ohne Adler zu machen wäre.

Genug von diesen Ballons, die beigegebene Figur malt das Erstaunen der in ihren friedlichen Geschäften so unerwartet gestörten Landleute und die Herzensangst, des in Baumästen verwickelten kriegerischen Reisenden, der die Friedensfahne ausstreckt und gern mit der ganzen Welt kapituliren möchte.



Sicherer als durch diese papierenen und seidenen Angeheuer geht die Mittheilung in lustigen Höhen durch die Brieftauben, deren wunderbarer Instinkt, in großer Ferne ihre frühere Wohnung wieder zu finden, schon im Alterthum bekannt war und zu Potendienst benützt wurde. Sie durchfliegen meistens eine Strecke von 20 — 25 Meilen in zwei Stunden, müssen jedoch vorher gefüttert sein. An Geschwindigkeit übertreffen sie weit den Eisenbahn-Dampfwagen. Zum Postdienst werden sie aber eigens abgerichtet. Man kann sie nicht nach jedem beliebigen Orte senden, sondern nur dahin, wo sie daheim sind. Der Vogel ist bei seinem ernstem Amt zugleich ein Humorist und hat die Gewohnheit, vor Antritt seiner weiten Reise einen Purzelbaum zu schlagen, was unsern Brieftauben zur Nachachtung empfohlen wird.

Aber leider kann der Humorist nicht zugleich fliegen und vieles tragen. Auch da wußte man sich zu helfen, es wurden nämlich einige hundert Depeschen oder Berichte in möglichst kleiner Schrift gesetzt, diese Blätter dann durch die Photographie auf dünnes Papier, so stark als möglich verkleinert, übertragen, das Ganze in einen hohlen Federkiel gesteckt und dieser an eine Schwanzfeder der Brieftaube gebunden, die leicht und lustig damit in's Weite flog. Am Ziele angekommen, wird der Federkiel abgelöst, die Depesche entfaltet und mittelst starkvergrößernder Gläser gelesen, distirt und gedruckt, wobei sich eine solche Menge von Nachrichten abwickelt, daß man damit ein ganzes Buch hätte füllen können.

Bergeffen wir indessen über den Berichten durch's Lustgebiet nicht die durch Wasser und Land. Auf der Seine aus Paris zu kommen war, da der Fluß Tag und Nacht mit Wachen besetzt war, sehr schwierig. Daher baute man, wie die Zeitungen erzählten, eiserne Schiffchen, die mit der ganzen Mannschaft, d. h. mit einigen im Wauche derselben verborgenen Leuten umgeben den Fluß hinunterschwimmen und an sicherer Stelle landen konnten.

Unter der Erde nach größern Entfernungen zu reisen wäre schon schwieriger gewesen, das läßt sich auch nicht so heimlich bewerkstelligen, brauchte viele Jahre Arbeit und unmäßig viel Geld. Mit diesen Mitteln aber kann man's doch erzwingen und hat es erzwungen mit dem Loch, das man auf mehrere Stunden weit durch den Berg Genis, der Frankreich von Italien trennt, bohrte und womit man

gerad am Weihnachtsfest 1870 fertig wurde. Dagegen kam man unter der Erde mittelst des Telegraphendrahtes miteinander reden, und so hat nach der Schlacht von Sedan die neue in Paris eingesperrte Verwaltung mit der nach Tours geflüchteten Regierung fleißig correspondirt, so daß man immer beiderseits unterrichtet war wie es hüben und drüben stand.

Das dauerte leider nicht lang, denn beim Schanzengraben der Deutschen kam man auf die redseligen Drähte; dem unterirdischen Boten wurde grausam die eiserne Zunge abgeschnitten, und in Paris und Tours mußte man bald merken, es stehe schlimm mit dem Boten.

Etwas vom Klostergut in fremder Hand.

Es dürfte nicht schaden wieder einmal in Erinnerung zu rufen, was ich einst über den Unsegen, den die Klöster ihren Besitzern in England brachten, gelesen habe.

Bekanntlich hat der fromme König von England, Heinrich der Achte, um seine Weiber chanciren zu können, auch in England die Reformation eingeführt und dabei die Klöster und Abteien aufgehoben, die Kirchen geplündert, die Mönche, Aebte, Priester, Bischöfe, theils verjagt, theils eingekerkert und hingerichtet. Mit den geistlichen Gütern wollten sich der König, seine Räte und Anhänger bereichern, ihre „Häuser erbauen“ und ihren Familien Glanz und Bestand verleihen. Da hat sich dann aber gezeigt, daß Gott ist „mächtig und eifersüchtig, heimjuchend die Sünden der Väter an den Kindern bis in's dritte und vierte Geschlecht.“

In den ersten 80er Jahren nach der Epoche des großen Kirchenraubs gab ein Sir Henry Spelman eine Schrift heraus unter dem Titel: „Geschichte des Kirchenraubs.“ Er erzählt die Geschichte der Verraubung der Abteien Bathborough und Wrington, von denen er selbst sich Güter angeeignet hatte und erwähnt sich selbst dabei auf folgende Weise: „Sir Henry Spelman verlor viel dabei, er ist nicht vom Glücke gesegnet, aber er ist froh darüber, daß er aus der Pathe ist und besonders darüber, daß er dadurch zuerst erkannt hat, wie verderblich es ist, mit heiligen Orten zu thun zu haben.“ — Da ihm selbst der Besitz eines solchen sakrilegischen Gutes nur Unglück brachte, so begann er, um zu sehen, ob Andere das gleiche Schicksal erfahren hätten, eine Untersuchung von beschränkter Ausdehnung. Er beschrieb um ein Haus in der Nähe des Seingens einen Kreis mit einem Durchmesser von 12 engl. Meilen (3½ Stb.). In diesem Kreise lagen 25 Besitzungen von Abteien und 27 Güter von vornehmen Familien. Während in 80 Jahren von diesen letztern keines in den Besitz einer andern Familie gelangt war, waren jene alle bis auf zwei, wenigstens dreimal, zum Theil fünf- oder sechsmal in den Besitz einer andern Familie übergegangen.

Ein anderes Beispiel von Raynars in seinem Apostolatus Benedictinus erzählt Folgendes: Er nahm in einem Theile von England 260 Familien, welche von dem Raube der Kirche einen Theil erhalten hatten und auf der andern Seite 20 Männer, denen Thomas, Herzog von Norfolk, von seinem Vermögen Vermächtnisse im Betrage von 40 Pfd. (1000 Fr.) jährlich ausgesetzt hatte. Diese Letztern hatten alle einen Sohn, der „in seines Vaters Erbschaft blühte,“ von Denjenigen dagegen, welche vom Könige Kirchengut erhalten hatten, vererbten nicht 60 ihrer Besitzungen auf ihre Kinder.

Im Jahre 1846 ist Spelmann's Schrift mit Zusätzen neu herausgegeben worden. Die Herausgeber des Spelmann'schen Werkes haben mit vieler Mühe, was man eine Statistik des Kirchenraubes nennen kann, entworfen. Sie haben untersucht, wie lange durchschnittlich Personen und Familien einerseits Ländereien, die früher der Kirche angehörten und andererseits Ländereien, die nie Kirchengut gewesen, besessen haben. Das Resultat ist dieses: Einzelne Personen haben Kirchenländereien 17 und Familiengüter 23 Jahre durchschnittlich, Familien aber Güter der ersten Art 38 und Güter der andern Art 70 Jahre durchschnittlich besessen. Die Durchschnittszahlen für die Familiengüter sind absichtlich zu niedrig angegeben. — Im Jahre 1846 haben von 630 Familien, welche Kirchengüter bei der Reformation erwarben, nur noch 14 sich im Besitze derselben behauptet, auch einnige von diesen 14 Familien

hat der Fluch auffallender Unglücksfälle bis auf diesen Tag verfolgt. — Noch ein Beispiel, Herzog Karl von Suffolk hatte 30 Klöster beraubt und das Beispiel seines Königs befolgend, 4 Weiber genommen. Von diesen hatte er drei Söhne und drei Töchter. Seine Söhne starben ohne Nachkommen, zwei an einem Tage und mit den Söhnen und Töchtern seiner Töchter erlosch seine ganze Nachkommenschaft. — Vielleicht hat die Veröffentlichung solcher Thatfachen nicht wenig beigetragen, daß England in unsern Tagen der katholischen Kirche gerechter zu werden anfängt.

Wer mehr hierüber zu vernehmen wünscht, lese Cardinal Wiseman's vermischte Schriften 2. Abth. VIII. Köln, Bachem 1855.

Nun, wie steht's mit dem Segen Gottes bei den Klosterfürmern neuerer Zeit? Es ist interessant, auch da dem rächenden Gang der Geschichte zu folgen.

Ein gutmüthiger Pommer.

Der Krieg wühlt alles, das Widersprechende, Wunderbare, Gute und Böse, was im Menschenherzen verborgen liegt, gewalttham empor an die Oberfläche und mehr als

zu allen andern Zeiten erscheinend da der Erdensohn in seiner Doppelnatur, und wandelt als Engel oder Teufel seinem meistens raschen und frühen Ende entgegen. Wie auch sanftmüthig scheinende Naturen in diesem Blutgeschäfte zu rasenden Bestien werden und Blut wie Wasser saufen, das Leben wie die schlechteste Waare ansehen u. s. w., davon hat man zahl-

lose Beispiele erzählt, von denen ich aber lieber schweige und dafür gern an eben so zahllose Beispiele edler, unermüdeten und heldenmüthiger Aufopferung, Einzelner und ganzer Stände und Völkerschaften erinnere, die der Menschheit alle Ehre machen und theilweise das Gewicht von Unglück und Schmach, was der Krieg seiner Natur nach mit sich führt, aufwiegen. Hier statt auffallender Thaten und Ereignisse nur eine kleine Familienzene aus einer Correspondenz des Special-Berichterstatters des „Daily Telegraph“ aus dem Lager vor Metz vom 24. Oktober 1870.

„Ich war heute Zeuge einer höchst rührenden Scene. Ein zum Corps des Generals Frossard gehöriger französischer Soldat vom 33ten Infanterie-Regiment war von den Vorposten gefangen genommen worden. Da seine Heimath Jouy-aux-Arches ist und er dort Frau und Kinder hat, bat er auf seinem Transport zum Hauptquartier des Prinzen nach Corny um die Erlaubniß, unterwegs seine

Familie besuchen zu dürfen, was ihm augenblicklich gestattet wurde. Dort angekommen, wünschte das arme Weib, außer sich vor Freude, wenigstens bis Corny ihrem

Manne das Geleit zu geben. Auch dieß wurde erlaubt; doch nun zeigte sich die Schwierigkeit wegen der Kinder. Die Frau war schwach und konnte ihren Säugling nicht tragen, und im Hause blieb Niemand zu seiner Wartung; der andere kleine Bube konnte schon an seines Vaters Seite dahintraben. Das Hinderniß wurde jedoch überwunden,

indem ein großer starker Pommer sich erbot, das Kleinste zu tragen. Dieser Mann hatte nämlich kurz vorher dicht neben dem Hause der Frau in Quartier gelegen, und die Kinder kannten ihn gut genug; denn er hatte sich mit ihnen bald befreundet. Als er daher, der Frau guten Muth zusprechend, dem Säuglinge seine starken Arme entgegenstreckte, kam dieser augenblicklich zu ihm und legte ganz zufrieden sein Köpfchen an des Pommers Schulter. So kam es, daß der preussische Soldat des Franzosen Kind trug. Als ich der Gruppe zuerst ansichtig wurde, lag die Frau in ihres Mannes Armen; der ältere Knabe schmiegte sich an den Vater und der preussische Soldat mit dem jüngsten Kinde auf dem Arme stiefelte nebenher. Dann erzählte die Französin ihrem Manne, wie die preussischen Soldaten, als sie krank gelegen und ohne Nahrungsmittel gewesen, ihre Rationen mit ihr getheilt, Holz und Wasser herbeigeschleppt, Feuer angezündet und ihr in schlichter



gutherziger Weise sonstige Hilfe geleistet hatten, — bis zuletzt diese beiden Männer, welche zwei in bittersten Haß gegenüberstehende Nationen angehören und vor wenigen Tagen vielleicht Mann gegen Mann gefochten, — sich wie Brüder umarmten.

Die Profosier oder Bettelbögte.

In Armseiligen brachte einst in einer Gemeindeversammlung der Hafner-Franz folgenden Antrag: „Wir sollten hier einen Profosier halten, es kommt seit einiger Zeit gar viel Bettelvolk hieher, allerlei Vaganten, denen es nicht um's Arbeiten ist und Strolchen, die einem leicht das Haus anzündeten, wenn sie nicht den Galgen fürchteten. Der Landjäger hat jetzt andere Geschäfte und gibt sich mit so schlechtem Gefindel nicht ab. Zudem haben die Geizliger seit einigen Tagen neben ihrem Landjäger noch einen Harschier angestellt und seitdem kommt alles Gefindel zu uns hinüber.“

Nach weiterer Begründung und Empfehlung wurde der Antrag einen Profosien aufzustellen beraten. Als ein Mitglied es in Zweifel zog, daß die Geizliger auch einen Profos haben, repositirte der Hafner-Franz als Antragsteller: „Das kann ich am besten selbst beweisen, da mich der Halunke am letzten Freitag selber arreirt hat, als ich aus der Weidenmühle heim ging und ein Säckli voll Vogelheu unter dem Arm trug.“ Als es sich sodann um die Wahl des Profosien handelte, sagte derselbe Franz: „Was das betrifft, so will ich das Amt schon annehmen, wenn sich sonst Niemand meldet, nur damit ich dem Schelm dort drüben es eintreiben kann.“

Einstimmig wurde darauf der Hafner-Franz zum Profos gewählt. Am andern Tag hatte er schon den Kaputrock an und den Säbel und ging auf die Bettlerjagd. Aber die Bettler waren immer „da gewesen“ wenn er kam, und lief er auf der Schattenseite, so zogen sie auf der Sonnenseite auf und ab; war er im Dorf, so erschienen sie auf den Höfen und umgekehrt.

Einmal aber machte er einen Fang, der ihm lieber war als hundert Bettler, er traf nämlich seines Herrn Kollegen Frau in der Mühle hinterm Tisch an einer Erbsensuppe, also in flagranti, an frischer That, sie hatte die Suppe gebettelt, das bewiesen die Leute und hatte sie schon zur Hälfte gegessen, das konnte sie nicht läugnen, auch war die Geizliger-Profosierfrau sichtlich erschrocken und hielt jämmerlich an bei des Müllers zuerst, dann auch bei dem Franz, bei diesem wegen der Collegialität, daß er sie doch nicht am hellen Tage von da wegführe — Alles mit Wehrern.

Aber Franz kannte kein Mitleid, die Grenze war einmal überschritten, das neutrale Gebiet verlegt. Die Frau wurde also weiters transportirt und so kamen sie am hellen Tag nach Armseiligen in's Schulhaus, weil man eben keinen andern Kerker hatte. Wie man verhandelte, ob man sie ausspeitschen wolle, oder vierzehn Tage einperrren bei Wasser und Brod, oder ob man ihr die Zöpfe abschneiden und dann sie gehen lassen wolle; — kurz während man so hin und her redete, machte unten auf der Straße die liebe Schuljugend von Armseiligen einen Heidenpektatel und es währte gar nicht lange, so öffnete sich die Thüre und hereintrat der Profos von Geizlingen und brachte die Frau Gemahlin des Hafner-Franz herein. Er hatte sie arreirt nicht weit von der Grenze im jenseitigen Gebiet, da sie gerade beim Hagelbad bettelte.

Es ist schwer zu sagen wer mehr staunte, die Profosien, die ganz zur Unzeit ihre Frauen hier fanden, oder die Frauen, die eben so unzeitig ein Wiedersehen ihrer Ehemänner feierten, oder die Behörde, welcher hier ein eigenthümlicher Rechtsfall zur Entscheidung vorlag. Zum Glück gaben die Ereignisse des diejährigen Kriegs (1871) einen Leitfaden aus diesem Labyrinth und es erfolgte nach geheimer Berathung der einstimmige Schluß auf Auswechslung der Gefangenen. Sodann sprach der Geizliger frostig: „Wenn's dir recht ist, Collega, so nehm' ich dir meine Frau und du erhältst von mir die deine; die Kosten wollen wir gegenseitig aufheben oder ausgleichen, es ist ja ein Dienst den andern werth, und gibst du mir eine Wurst, so lösch ich dir den Durst und eine Hand wäscht die andere u. s. w.“

Die Behörde war so gerührt über diese Zeichen von Versöhnung, daß sie Solches zugab, nur bemerkte der Gemeindevorstand: Ich mache den Antrag, man setze diese Geschichte — als eine wahre und die Volksmoral fördernde — in den nächsten Einsiedlerkalender.

Der treue Hund von Mendoza.

Die Stadt Mendoza liegt im Westen von Südamerika, am östlichen Fuße des Gebirges der Corbilleren, in einer Gegend, welche öfters von Erdbeben heimgesucht wird. Im vergangenen März sind es neun Jahre her, daß ein Erdbeben über diese Stadt erging, durch welches dieselbe in kurzer Zeit ein Trümmerhaufen geworden ist. Bei weitem der größere Theil der 17,000 bis 20,000 Einwohner war unter den Ruinen begraben.

Mit betrübtem Herzen durchwandert einer der Geretteten die Stätte der Verwüstung. Da kommt er in die Gegend, wo sein Freund Tesser, ein Franzose, gewohnt hatte. Auch sein Haus ist ein Trümmerhaufen, und er, der nirgends zu finden ist, muß mit seiner ganzen Familie unter demselben begraben liegen. Schon will der Freund den Ort verlassen und weiter gehen, als er in einiger Entfernung Herrn Tessers Hund erblickt, der mit zerschmettertem Hintertheile auf einem Schutthaufen liegt und nicht aufhört, mit seinen Vorderfüßen darin zu wühlen und von Zeit zu Zeit laut aufheult. Das Krachen und Heulen des Hundes wird noch stärker, als er den Freund seines Herrn erkennt.

Das muß etwas zu bedeuten haben, denkt der Gerettete und holt einen Mann herbei; sie untersuchen mit einander den Schutthaufen und bald haben sie den begrabenen Tesser noch lebend an's Licht gezogen; Arme und Beine sind ihm freilich zerbrochen. Ehe er noch ganz frei gemacht war, streckt er seinen rechten Arm aus, denn reden konnte er nicht — nach der Stelle, wo sein Hund lag, und siehe, das treue Thier, das selber zerschmettert, sich noch bemüht hatte seinen verschütteten Herrn hervorzu-scharren, schleppt sich mit der größten Anstrengung zu seinem Herrn, legt ihm seine Hand, blickt noch einmal freudig zu ihm empor, sinkt zusammen und ist todt! —

So sehr solche Züge des Seelenlebens aus dem Thierreiche das Gemüth ansprechen, so darf man doch nicht vergessen, daß dabei eine Hauptsache fehlt, der bewußte Wille, welcher erst einem solchen Acte Werth gibt. Als Bild und Spiegel aber darf man sich so Etwas schon vorhalten, um sich dabei zu erinnern, was so vielen Leuten leider fehlt.



Der Geist der Harmonie.

Vorspruch des Tongeists und seiner Gesellen am Neujahrabend.

Als Einleitung zu einer am Neujahrabend veranstalteten musikalischen Unterhaltung. *)

Der Chorführer.

Verehrteste, An- und Abwesende,
Mit Bewunderung auf uns Schauende,
Oder noch im Programm Lesende,
Zum Voraus sich Erbauende,
Oder auch unsrer Kraft Misstrauende —
Empfangen Sie an des Jahres Schluß
Und Beginn unsfern Herzensgruß
Und an Wünschen eine große Menge,
Zuvor aber etwas Musik und Gesänge.

Ich bin nämlich, bemerken Sie,
Der Tongeist, die Harmonie,
Und wollte mit etlichen meiner Gesellen
Bei diesem Wechsel der Zeit
Als schönster Gelegenheit,
Mich hier Ihnen fürstellen.
Ich muß nämlich nebst Andern
Als eine Art Missionär
Diesen Wandelstern durchwandern.
Unablässig zieh ich hin und her
Und suche die Menschen zu erfreuen,
Alte Liebe zu erneuen,
Auf daß die da weinen und klagen,
Ihr Bündel leichter tragen.

Und da ich nun zurückfah,
Was im alten Jahr geschah;
Da sah ich auf meiner Bahn
Auf weiten, weiten Strecken
„Den schrecklichsten der Schrecken,
Den Menschen in seinem Wahn.“
Sah Krieg, Hunger und Pest,
Sah Mordbrand den Himmel röthten
Und tausend Familien in Nöthen,
Doch endlich auch ein Friedensfest.
Jetzt um den Jammer zu mindern,
Zu trocknen der Thränen heiße Tropfen
Und in Etwas das Glend zu lindern,
Möcht ich an Ihre Herzen klopfen,
An des Mitleids heilige Pforte,
Doch Sie verstehen mich ohne Worte.
Nun mögen da meine kleinen
Mit ihren Sprüchen erscheinen.

*) Verbunden mit einem wohlthätigen Zwecke.

Der Gesang**).

Ich bin der ärmste von allen
Und stünde mit leerer Hand hier,
Hätt' ich nicht dies Notenpapier;
Und doch, ich wage es zu sagen,
Vor den andern allen
Darf ich hoch das Haupt tragen.



Dem Himmel hat es gefallen,
Mir im Gange durch das Leben
Das beste Instrument zu geben.
Ja, ja Gesang und Lieder
Sie fielen vom Himmel nieder.
Andrer Ton aus der Schafe Darm
Oder aus Holz und Messing kömmt;
Der Gesang aus dem Grund der Seele strömt;
Durch ihn wird erst die Seele warm.

Die Flöte im Namen der Holzblasinstrumente.

Mich als hochtönende hat man gebeten,
Die Bläser allhier zu vertreten,
Zumal ihre Werkzeuge von Holz,
Auf diesen Vorzug sind wir stolz.
Von des Gesanges Gewalt
Hat mein Vordröner geprahlt;

***) Die einzelnen Musiker tragen ihre entsprechenden Instrumente, die Sänger wenigstens ein Musikheft, bei einer wirklichen Aufführung.



Doch muß solche Gewalt scheitern
 In hohen und tiefen Regionen,
 Wo erst die rechten Töne wohnen.
 Wir aber können den Hals erweitern,
 Verengen, stärken, schwächen
 Und so die Schranken durchbrechen,
 Die dem Säng'er entgegensteh'n.
 Bis auf die leiseste Spur
 Tönt in uns die Stimme der Natur
 In ihrem mannigfachen Schall,
 In der Biene Summen,
 Wie in des Bären Brummen
 Und im Liebe der Nachtigall.

Das Bombardino im Namen der Blech- instrumente.

Man will nicht Sanftes allein;
 Den Gesang zwar laß ich gelten,
 Will auch die andern nicht scheitern;
 Aber vor Allem muß Kraft sein,
 Wo es soll gelingen,
 Harthörige Herzen zu bezwingen,



Sonst gibt man am Ende Feh';
 Kraft aber liegt mehr als im Singen
 Und Geigen und Flöten im Blech.
 Wir thaten uns daher erschrecken,
 Da wir sonst ins Freie gehören,
 Heute hier einzubrechen,
 Damit Sie uns auch sicher hören
 Und wir so die Absicht erreichen,
 Herz und Ohr zu erweichen.

Die Geige.

Ich bin, wie Sie sehen, die Geige,
 Bald neu, bald alt, groß, oder klein;
 Aber wie ich immer mag sein
 Und wo ich immer mich zeige,



Mit meinen dürr'n Gedärmen
 Weiß ich die Herzen zu erwärmen,
 Im Tempel zum Gebet sie erregend,
 Im Tanzsaal die Füßchen bewegend,
 Ueberall bin ich angenehm,
 Bei Hochzeiten und beim Requiem.
 Sind auch meine Saiten trocken,
 Ich hoffe dennoch sicherlich —
 Wenigstens für mich —
 Ihr Mitleid hervorzulocken.

Das Clavier.

Ich bin Fortepiano genannt,
 Lebe mit der Geige oft im Streit,
 Weil meine Saiten stark gespannt,
 Und mein Wesen ein Egoist
 Von Alters her gewesen ist;
 Oft aber geb ich andern das Geleit,
 Wie das eben heute geschieht.



Hat eben jedes sein eignes Gebiet,
 Drum ist's überhaupt gut,
 Wenn man sich zusammen thut.
 Wie die Instrumente der Musik
 Zur Harmonie sich vereinen,
 So sollten die Kräfte nach ihrem Geschick
 Vereint als Einheit erscheinen.
 Bitte übrigens um Pardon
 Von wegen solch pathetischen Ton.

Die übrigen Instrumente.

Durch unser ernstes Zusammenhalten
 Soll freilich Harmonie sich gestalten;
 Das Clavier aber ist höflich gebeten
 Inzwischen bei Seite zu treten.
 Will es Alles in Allem sein,
 Alle vier Stimmen in sich vereinen
 Und als unser Aller Herrscher erscheinen,
 So steh es auch für sich allein;
 Wir aber wollen nicht im Einzelnen glänzen,
 Sondern einer den andern ergänzen;
 Da sucht nicht Jeder für sein Theil,
 Sondern nur im schönen Ganzen das Heil.

Der Chorführer.

Ich hätte noch mehr Töchter und Söhne,
 Wodurch ich das Leben verschöne,
 Sie sind aber aus allerlei Gründen
 Nicht immer zusammen zu finden;
 Doch auch mit geringem Vergnügen
 Hoff' ich werden Sie sich begnügen.
 Mögen heute die Herzen alle
 Bei unserm gutgemeinten Schalle
 Im edeln Entschlusse sich einen,
 Zu trösten die da weinen,
 Und durch milde Spenden
 Mancherlei Noth zu wenden,
 So dürfen wir auch ein andermal
 Sie zu uns in diesen Saal
 Zu ähnlichem Genuß einladen,
 Empfehlen uns inzwischen zu Gnaden.

Zweierlei neue Eisenbahnen.

Zeit ist Geld! Wie kommt man am schnellsten und
 sichersten hin und her durch das Straßengewirre der Welt-
 handelsstadt? Diese Frage ist in New-York die bren-
 nendste. Die Schnelligkeit des Verkehrs in den Haupt-
 straßen, noch dazu in den engeren Gassen der Altstadt,
 kann nicht vermehrt werden ohne Gefahr für die Passa-
 giere; und anderseits wird die Schnelligkeit des Verkehrs
 vermindert, wenn man die mancherlei Fuhrwerke in den
 ohnehin schon überfüllten Gassen und Straßen noch vermehrt.
 Dann gibt's Stodung. Die Pferdeeisenbahnen, welche
 doch dem rascheren Verkehr dienen, wirken auch wieder
 störend und man sucht sie los zu werden. Also mehr
 Raum! Da man ihn nicht auf den Straßen gewinnen
 kann, so muß man ihn unter und über ihnen suchen.
 Eine Strecke der unterirdischen pneumatischen
 Eisenbahn, nämlich der Broadway-Tunnel, ist schon
 im Betrieb. Derselbe ist mit Ziegeln und Cement aus-



Pfeiler-Eisenbahn in der Greenwichstrasse in New-York.

gemauert, hat 9 Fuß im Durchmesser und gleicht einer mächtigen Röhre, worin auf Schienen ein runder Passagierwagen von einem starken Luftstrom fortgeblasen wird, und zwar mit der außerordentlichen Geschwindigkeit von 60—120 englischen Meilen in der Stunde. Den nöthigen Wind liefert eine riesige Blasmachine, die von einer Dampfmaschine von 100 Pferdekraft in Thätigkeit gesetzt wird. Natürlich paßt der Wagen genau in den Tunnel. In der Nähe einer Station aber ist der Tunnel etwas erweitert, so daß der Luftstrom nicht mehr voll den Zug trifft, sondern darüber hinaus bläst und dadurch seine Kraft verliert, wobei nun der Wagen durch Bremsen sofort zum Stehen gebracht werden kann. Die Passagiere steigen aus und gelangen auf einer Treppe wieder auf die Oberwelt und an's Tageslicht.

Nun sollen unsere Leser auch mit der sogenannten Pfeiler-Eisenbahn Bekanntschaft machen. Vor allen andern Projekten und Systemen hat sie den großen Vortheil voraus, daß sie weniger Zeit und Geld zum Bauen erfordert. Denn am 2. Juli 1867 hatte das Unternehmen mit einem Betriebskapital von 100,000 Dollars begonnen; am 1. Juli 1868 hatte die Staats-Commission zu seinen Gunsten berichtet und der Gouverneur die vollständige Anlage der Pfeiler-Eisenbahn von der Battery bis zum Spunten Devil Creek, d. h. von der Südspitze der Insel, auf welcher die Stadt New-York steht, bis zum nördlichen Ende, autorisirt und schon am 3. Juli 1868 hatte eine

Probefahrt auf der Strecke in der Greenwichstraße stattgefunden. Im Mai 1870 wurde schon ein Bahngeseile von der Battery bis zur dreißigsten Straße dem Betrieb übergeben.

Das Bahngeseile wird von starken eisernen Pfeilern getragen. Jeder Pfeiler ruht in einer Bettung von Mauerwerk sechs bis acht Fuß unter der Oberfläche. Die bewegende Kraft besteht aus endlosen Drahtseilen, angetrieben von Maschinen, die sich in einem Abstand von je einer englischen Meile unter dem Trottoir befinden. Das Seil verbindet eine Anzahl von Rädchen, die auf hölzernen ziemlich dünnen Balken unter dem eisernen Geleise laufen. An diese Rädchen, von welchen immer zwei nahe beisammen laufen, ist in der Mitte derselben ein aufrecht stehender eiserner Zapfen oder Keil befestigt, an welchen der Personenwagen durch eine zu diesem Zweck an seinem Boden angebrachte Vorrichtung angehängt oder von ihm losgemacht und sofort zum Stehen gebracht werden kann. Die Waggons sind leicht, doch stark. Ihre Räder haben große Seitenstücke (Einschnitte), um zu verhüten, daß der Wagen aus dem Geleise springe; und mittelst Gummipolster wird das Geräusch des Fahrens gedämpft, so daß man sich ganz gut unterhalten kann. Die Schnelligkeit ist ziemlich groß. Der Schreiber dieser Zeilen machte die etwas über drei englische Meilen betragende Strecke von Dey-Street bis zur 29. Straße in 13½ Minuten.

Schutz vor dem Blitz.

Ein geistreicher Mann hat einmal gesagt: „Die Menschen werden vom Blitz getroffen, weil sie's nicht anders haben wollen.“ Dieser Ausspruch trifft den Nagel auf den Kopf; denn die meisten Menschen, welche vom Blitz getödtet wurden, hätten das Unglück vermeiden können, wenn sie die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln befolgt haben würden. Ueberall ist es z. B. bekannt, daß man sich beim Gewitter nicht unter Bäume flüchten, sondern sich lieber dem Regen aussetzen soll; dennoch geschieht es nicht immer. Es ist aber eine erfahrungsmäßige Eigenthümlichkeit des Blitzes, daß er seinen Weg gerne gegen hoch hervorragende, besonders spitz zulaufende Gegenstände nimmt und durch Ausbünstung, feuchte Luft und Rauch angezogen wird. Thürme, Ramine, Schiffe, Bäume, Viehhöfe und Stallungen, in denen viele Thiere zusammengepfercht sind, sowie Viehherden auf freiem Felde sind deshalb besonders den Blitzschlägen ausgesetzt. Im Jahre 1853 wurden in Frankreich von 34 Personen, die der Blitz erschlug, 15 bloß deshalb getödtet, weil sie sich unter Bäume geflüchtet hatten. Der Baum übt an sich schon eine Anziehung auf den Blitz aus und die Anziehungskraft wird noch dadurch vermehrt, daß sich eine Person oder ein großes Thier unter ihn gestellt hat. Auch ist es gefährlich, während eines Gewitters im Freien unter aufgeschichteten Getreidegarben oder hohen Heu- und Strohschubern Schutz zu suchen. Um sich also möglichst vor Blitzschlägen zu schützen, beobachte man folgende Verhaltensmaßregeln:

1. Man vermeide es, sich unter Bäume, besonders unter alleinstehende, zu stellen.
2. Man darf während eines Gewitters auf freiem Felde weder laufen, noch allzu schnell gehen.
3. Man meide die Nähe fließender Wasser, der Dachrinnen oder vorspringender Ecken.
4. Man entferne sich aus Räumen, in welchen sich viele Menschen und Thiere versammelt haben.
5. In den Häusern halte man sich in der Mitte des Zimmers auf, ohne jedoch seinen Platz unter einer allenthalben von der Decke herabhängenden Lampe oder Kronleuchter zu nehmen. Da der Blitz selbst dieses Mauerwerk durchbricht, um metallische Gegenstände zu erreichen, so entferne man sich von allen Metallgegenständen, von Drahtzügen, Gasleitungen, Raminen. Reinesfalls stelle man sich unter Thore oder offene Thüren.

Wenn man diese einfachen Vorschriften befolgt, so hat man das Seinige gethan. Tausende von Menschen wären nicht vom Blitze getroffen worden, hätten sie nicht aus Unwissenheit oder aus Nachlässigkeit gegen diese Vorschriften gefehlt. Am sichersten geht man jedoch, wenn man bei einem Gewitter in einem Gebäude, das mit einem gut konstruirten Blitzableiter versehen ist, Schutz suchen kann. Die Blitzableiter haben nicht den Zweck, den Wetterstrahl fortzutreiben, sondern ihn von dem Gebäude, wenn er dasselbe trifft, ab und geraden Wegs in den Erdboden zu leiten. Ein gut konstruirter Blitzableiter erfüllt auch diese Aufgabe vollständig. In Frankreich sind vom Jahre 1760 bis 1854, also in 94 Jahren, nur 11 Fälle vorgekommen, in welchen der Blitz Gebäude traf, ohne sich um deren Blitzableiter zu kümmern. Allein selbst diese wenigen Fälle hätten noch vermindert werden können, wenn eben die Blitzableiter genau nach den Vorschriften der Wissenschaft angelegt gewesen wären. Meistens wird bei der Anlage der Bodenleitung gefehlt. Es genügt nicht, die Ab-

leitungsdrähte bloß in den Boden zu führen, um den Blitzstrahl unschädlich zu machen. Denn der Blitz sucht nicht so recht den Boden, als vielmehr die unterirdischen Wassermassen im Boden. Bis zu diesen also muß die Bodenleitung fortgeführt werden. Im Einzelnen aber auf die Anlage der Blitzableiter eingugehen, ist nicht Sache des Kalenders; hier soll nur die nöthige Anregung gegeben werden, daß man die Herstellung von Blitzableitern wirklichen Sachverständigen aufträgt.

Im Allgemeinen erscheint der Blitz als eine scharfe zickzackförmige Linie, oft auch als ein unbestimmter Lichtschein. Diese beiden Arten von Blitzen kennt Jeder aus Erfahrung. Aber es gibt auch noch kugelförmige Blitze, wie folgendes Beispiel lehrt. Am 8. Februar 1860 schlug der Blitz in das Schulhaus zu Vouin im französischen Departement Loire. Der Blitzschlag machte sich zuerst dadurch bemerklich, daß Mörtel, Holz und Steine unter die Kinder fielen, wodurch ein lautes Geschrei entstand. Darauf rollte ein kleiner Feuerball unter die Bänke, an dem Lehrer vorüber, der bloß an den Kleidern beschädigt wurde. Sein Sohn dagegen, welcher unter einer Lampe saß, und drei oder vier andere Schüler wurden getödtet. Der Feuerball nahm seinen Weg in's Freie durch eine Fensterscheibe, in welche er ein rundes Loch bohrte, ohne sie sonst zu beschädigen, während alle übrigen Scheiben zertrümmert wurden. — Noch ist es nicht gelungen, die wahre Natur dieser geheimnißvollen Feuerbälle zu erforschen; auch hat die Erfahrung gelehrt, daß die Blitzableiter gegen die kugelförmigen Blitze nicht schützen. Zum Glück sind Blitze dieser Art sehr selten. Indessen gibt es nicht nur Blitze, die aus der Gewitterwolke kommen, sondern auch solche, die aus dem Erdboden aufzuden. Ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß beim Blitz sich zwei Strahlen vereinigen, von denen der eine aus der Gewitterwolke, der andere aus dem Boden fährt. Zuweilen, aber nur sehr selten, blüht es auch am heitern Himmel und ohne Donner.

Ein Blitz, welchen man sieht, ist nicht mehr zu fürchten. Denn der Blitz bewegt sich so ungeheuer schnell — in einer einzigen Sekunde könnte er 8 bis 10 Mal den Weg um die ganze Erdoberfläche machen — daß eine Person schon vom Wetterstrahle getroffen und entweder betäubt oder getödtet ist, bevor sich die Empfindung des Sehens geltend machen kann. Alle vom Blitz Getroffenen und Wiederbelebten konnten sich nicht erinnern, den Strahl gesehen oder den Donner gehört zu haben. Die Meinung, daß der Blitz durch die Haut in den Körper dringe und die Knochen zerzhmettere, ist ganz irrig. Die Erschlagenen befinden sich fast immer in derselben Stellung oder Lage, die sie im Augenblick, wo sie der Blitz traf, inne gehabt hatten. Zwei Personen wurden hinter einer Hecke vom Blitz erschlagen; man fand sie mit offenen Augen und die Eine hielt noch ein Stück Brod in der Hand, das sie einem Hunde reichen wollte, der auf ihrem Schooße saß und mit ihr erschlagen worden war. Aber auf der Haut der Getödteten erzeugt der Blitz meist kleine punktförmige spritzförmige Flecken und bisweilen sogar deutliche Zeichnungen entfernter Gegenstände, welche Letzteres gegenwärtig noch unerklärbar ist. So erschlug der Blitz im Jahre 1812 in einer Waldlichtung bei Bath 6 Schafe. Als man die Häute abzog, fand sich auf der Innenseite derselben eine deutliche Zeichnung der Gegend. Im Jahre 1825 tödtete der Blitz in der Bai von Armino einen Matrosen, auf dessen Brust sich ein deutliches Hufeisen abgebildet zeigte. Auf der Haut eines andern Matrosen im Hafen von Zante ward die Zahl 44 abgezeichnet, die auf

einem gegenüberliegenden Gebäude stand. Im Jahre 1830 schlug der Blitz in ein Schloß in Frankreich. Nach dem Blitzschlage sah man auf der Rückseite des Kleides einer Dame eine Abbildung der Lehne des Stuhles, auf dem sie eben geessen hatte. Und als im Jahre 1857 eine Kuh und ihre Hüterin durch den Blitz getödtet worden, fand man ein Bild der Kuh auf der Brust der erschlagenen Bäuerin abgezeichnet.

In den Fällen, in welchen nicht sofortige Tödtung durch den Blitz erfolgt, erholen sich die Betroffenen regelmäßig wieder, ja bisweilen übt sogar der Blitzschlag eine günstige Rückwirkung auf ihren Gesundheitsstand aus. Hiefür zeugen mehrere Beispiele; unter andern wurde am 10. Juni 1835 ein gewisser Roaldés auf der Insel Martinique vom Blitz getroffen und gelähmt zu Boden geworfen. Diese Lähmung war schon nach 3 Stunden völlig verschwunden und mit ihr verschwand ein böses Siechthum, das die Gesundheit des Mannes zerrüttet hatte. Eine ähnliche, das Leben und Gedeihen begünstigende Wirkung will man auch bei Bäumen beobachtet haben, die nach dem Einschlagen des Blitzes schnell an Größe und Mächtigkeit zunahmen. Uebrigens wird die Electricität sogar in der Heilkunst in vielen Fällen mit günstigem Erfolg angewendet.

Vielleicht denkt sich Einer beim Lesen dieser Blitzgeschichten: Gibt es denn aber auch ein Mittel, die Gewitter zu vertreiben oder wenigstens ihre Heftigkeit zu mildern? — Es scheint, als wenn es ein solches Mittel gebe, und es besteht in dem Anzünden einer größeren Anzahl von Reifighäusen beim Ausbruch eines Gewitters, in welchem Falle durch die züngelnden Flammen den Gewitterwolken ganz bedeutende Mengen von Electricität entzogen und unschädlich gemacht werden. Der berühmte Gelehrte Volta war von der Wirksamkeit dieses Mittels so überzeugt, daß er es allen von Gewittern heimgesuchten Gegenden dringend empfahl. Ebenso hat ein italienischer Pfarrer, auf dessen Anrathen die Bauern zahlreiche große Reifighäusen aufschichteten und anzündeten, durch dieses Mittel seine Gemeinde vor Blitzschlägen geschützt. Ein einziges Feuer jedoch, und wenn es noch so groß wäre, nützt nichts.

Und nun zum Schluß noch die Hauptsache — Vertrauen auf Gott!

D'geb' uns Gott 'nen Kindersinn!
S'ist großer Trost und Segen drinn.

Die Zigeuner.

Wir wandern her vom fernen
Nilesstrande,
Die Wüstenjonne hat uns braun
gebrannt,
So irren wir seit Jahren durch
die Lande
Von unserm alten Heimathsherd
verbannt;
Auf unsre Fersen folgt ein Na-
chegott
Und macht uns zu des Abend-
landes Spott.
Doch nein, auch in den fernen
Abendlanden
Dwilt süßer Trost für des Ver-
bannten Schmerz,
Und wo wir eine Menschenwoh-
nung fanden,
Da fanden wir auch stets ein
Menschenherz.

Auf hartem Boden suchen wir
den Schlummer,
Mit Thränen brechen wir das
harte Brod,
Doch Nachtlust küßt des Tages
heißen Kummer
Und Angewöhnung bricht die Kraft
der Noth.
Als Wiege bleibt uns nur der
Mutterarm,
Das fremde Feld als Grab, das
Gott erbarm!
Doch nein, um unsers Glücks
Ruinen schlingen
Gesang und Dichtung froh ihr
grünes Laub,
Und wo vom hohen Thurm die
Glocken klingen,
Sinkt fromm auch der Zigeuner
in den Staub.



Ueber die Weltbegebenheiten seit dem Sommer 1870.

Wie vortrefflich der Kalendermann prophezeien kann, ergibt sich aus dem ungefähr gleichlautenden Artikel im vorigen Jahrgang, da heißt es nebst Andern: Von Preußen und dem übrigen Deutschland weiß man nur, daß schlimme Glut unter der Asche des Krieges von 1866 glimmt; da braucht nur ein scharfer Wind zu kommen, so werden aller Orten die Flammen aufludern und mögen dann die Staatspionire zusehen wie sie den Brand löschen.

Ditto war gesagt wie in Frankreich sieben Millionen Bürger zu Napoleon sprachen: Regiere Du wieder — und ich fügte bei: Darauf kann und wird sich der Napoleon berufen, sorgt auch immer für etwas Musik, damit sein Volk sich erfreue. Wenn nur die große Kriegstrommel nicht das Orchester begleitet!

Ueber Spanien sagte ich: Vielleicht bis der Kalender ausfliegt, wird in Spanien ein König aufgestellt — es weiß aber jeder neue König, daß man auch ihn wieder wie im Regelspiel mit Kugeln bedroht.

Diese drei Länder und was von ihnen schon vor dem Krieg gesagt wurde, muß man jetzt zusammen halten. Preußen wollte in Spanien einen König, den Prinzen Leopold von Hohenzollern, aufstellen, und Frankreich wollte einen Andern dort aufsetzen, und siehe da brach der Weltbrand aus und die Kriegstrommel lärmte, und die Kugeln flogen mörderisch hin und her, und was darauf erfolgte, das werde ich nicht erzählen müssen, da es schon weltbekannt ist; aber auf einige wunderbar zusammentreffende Umstände muß ich doch aufmerksam machen, wie nämlich das große Weltconzilium nicht durch den Krieg unterbrochen werden durfte, bevor es den wichtigsten, folgenreichsten Beschluß gefaßt hatte. Dann kam nach der Zeit der Verathung die Zeit schwerer Prüfung. Da zog der bisherige Schutzherr Rom's seine Soldaten von der heiligen Stadt zurück, und verlor um dieselbe Zeit Krone und Reich, Freiheit und Ehre und beinahe das Leben.

Und da erinnere ich an eine weitere Prophezeiung des Einsiedlerkalenders; dieser erzählte im Jahrgang 1867 von dem Pracht-Leuchter, welchen Napoleon der Muttergottes in Einsiedeln schenkte, auf dem nach seinem Wunsch die Worte seiner Mutter stehen: „Ich wünsche, daß ich und meine Kinder unter den Schutz der heiligen Jungfrau gestellt seien!“ der Kalender fügte bei: Es werde dieses um so eher geschehen, wenn in Wahrheit der heilige Vater Pius IX. unter dem Schutze des Kaisers der Franzosen steht. Dieser zog seinen Schutz zurück, und zu gleicher Zeit zog eine unsichtbare Hand den ibrigen vom Kaiser zurück, der, wie früher sein Oheim und Vorbild, der erste Napoleon, nach Mißhandlung des siebenten Pius, in die Gefangenschaft geführt wurde.

Es wäre Thorheit sich solcher Weissagungen zu rühmen, denn dieser Gang der Dinge hat sich zu oft schon wiederholt, und die daraus sich ergebende Wahrheit spricht sich in hundert Sprichwörtern aus, wie z. B. „Hoffart kommt vor dem Fall.“ „Uebermuth thut nicht gut.“ u. dgl.

Soll ich nun, wie in andern Jahren, eine Rundreise durch die Welt machen? Wozu das? Alles drängt sich ja zusammen auf die drei Länder Deutschland, Frankreich, Italien; das Elend der Zeit aber am meisten und schrecklichsten auf die zwei Weltstädte, Paris und Rom — Krieg, Hunger, Pest, Gottlosigkeit im höchsten Grad, Raubhucht, Lug und Trug als Krankheit ganzer Völker, Fäulniß und

Moder in allen Schichten der Gesellschaft, Haß aller Art, vor allem Religionshaß in Sinn, Wort, Schrift und That, Zerstörungswuth. — Ich fände kein Ende, wollte ich da alles nennen, was mir auf dem Herzen lastet. Da ver-schwindet der letzte Strahl von Humor, da läßt der Kalendermann den „Grauen“ im Stall, des alten Alexius Nachtbücher bleiben im staubigen Kasten liegen, Figürchen zum Lachen wären jetzt fast eher zum Weinen. Dafür mögen hier einige allgemeine Bemerkungen über das Erlebte Platz finden.

Es sind wenige Jahre verflossen, als man noch allgemein glaubte, jeder künftige Krieg müsse ein alle Völker umfassender sein, weil die Interessen aller Nationen so eng verbunden seien, daß jede derselben in den Streit der einzelnen verwickelt werden müßte. Nun kam einer der schrecklichsten Kriege zweier Völker, der Deutschen und Franzosen, und die ganze übrige Welt sieht dem Morden und Brennen und Zerstören zu, als ob sie das nichts angehe. Dieses „Kofalsfiren“ wie man's nennt, ist dem, der's erfunden hat, übel zu statten gekommen.

Großes Unglück ist und war von jeher Anlaß und Unterlage großer Thaten und Tugenden, wie es ander-seits als Strafe Gottes über Einzelne und Völker anzusehen ist. Des Papstes schönste und ruhmvollste Tage sind die seines jetzigen Lebens, der Heldenmuth eines Erzbischofs von Paris, eines Bischofs von Orleans und Anderer wird in der Geschichte heller strahlen als ihre weltlichen Auszeichnungen und glänzenden Talenten. Was christliche Liebe vermag, welche Kriegenstärke sie den Schwachen und Verachteten gibt, das konnte der Friede nicht, das mußte der Krieg zeigen. So ist es auch mit dem Glauben; seine Macht und Herrlichkeit erscheint am klarsten in Tagen des Unglaubens, der Häresie, in denen die da treu bleiben, und in That und Rede derer, die den Glauben schirmen und beleuchten.

Das Unglück hat auch diesmal nicht nur getrennt, es hat geeinigt und verbunden, nicht durch Zwang und Noth allein, sondern aus reinern Gründen, geeinigt die so lange getrennten deutschen Ländergebiete, geeinigt die Herzen zur Vinderung des Elendes, geeinigt die Hirten der Kirche durch das Conzil und die durch dasselbe veranlaßten Aufrühr und Widerspruch. Durch die Einigkeit der Hirten muß und wird, trotz allem Schein des Gegentheils, auch die Herde wieder einiger in Glaube und Liebe werden.

Ein weiterer Vortheil schwerer Zeitläufte besteht darin, daß Vieler Herzen offenbar werden, und daß die Wurf-schaufel den Spreu vom Weizen sondert. Glänzende Meteore verschwinden, zahllose Vorurtheile werden berichtigt, die Wahrheit siegt, die Lüge unterliegt und wäre sie mit dem Mantel tiefster Kenntniß und Wissenschaftlichkeit verhüllt; Leib und Seele gesundet um so eher, je mehr krankhafte Stoffe sich sondern, und je deutlicher und schmerzhafter die Krankheit wird, desto eifriger sucht man Hilfe. — Die Hilfe aber kommt bei so großen Uebeln vom Herrn, der da Himmel und Erde geschaffen, und uns versprochen hat: „Ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt!“ Mit diesen Worten will ich auch dieses Jahr wieder, wie Anno 1870, meine Betrachtung schließen. Ist sie zu ernst ausgefallen, so erwäge man, daß, wo Gott selbst so ernsthaftes Regiment auf Erden führt, der Mensch nicht zu leichtsinnig spaßen darf.



Der Verlust in den Schlachten früher und jetzt.

Der Kern der Weltgeschichte
Ist Hassen, Morden, ist Krieg,
Urakle und neue Verichte
Sprechen von Niederlage und Sieg.

Das ist bis auf diese Stunde
Des Fluches Wiederhall,
Der Menschheit blutende Wunde,
Der Zeuge von Adam's Fall.

Wo ist denn redliches Lieben
Und Treue und Bieder Sinn
Und selbst die Vernunft geblieben?
Ist denn das Alles dahin?

Oder ist's zur Wahrheit worden,
Was dieses Bildchen sagt:
Das Fier nur liebt, die Menschen morden;
Dann sei das Gott geklagt!

Wenn man unter dem Eindrucke der mörderischen Kämpfe bei Metz vielleicht die Meinung hegt, daß die moderne Vervollkommnung der Waffen, — daß Zündnadel und Chassepot, daß Mitrailleur und Hinterladungs-Geschütze

die Schlachten blutiger machten, als sie früher waren, so ist man im Irrthum. Vielmehr zeigt ein Vergleich der Verlustlisten in dem siebenjährigen Kriege und in den Freiheitskriegen mit denen der jüngsten Schlachten das merkwürdige Resultat, daß trotz aller Vervollkommnung der Mordwerkzeuge die Zahl der getödteten und verwundeten Menschen heute relativ kleiner ist, als früher. Es liegt das daran, daß mit den tödtlichen Waffen zugleich die Taktik der Truppen, die Kunst der Gefechtsführung, der Benutzung des Terrains u. s. w. sich ausgebildet hat. In dem blutigen Kampfe bei Prag (6. Mai 1757), wo ebenfalls festungsartige Positionen des Feindes erstürmt werden mußten, — verlor Friedrich der Große von 64,000 Mann Truppen 16,500 Verwundete und Tödtete. Das war mehr als der vierte Mann. Auch in der mit glänzender Strategie rasch gewonnenen Schlacht bei Leuthen fielen von 32,000 Preußen 5000, fast der sechste Mann todt und verwundet; in dem furchtbaren Gemetzel von Zornsdorf hatte die abermals nur 32,000 Mann zählende preussische Armee einen Verlust von 11,000 Mann, mehr als den dritten Mann, und bei Torgau (1760) wurden von 44,000 Mann innerhalb einer halben Stunde 5500 Mann und an dem ganzen Kampftage 14,000 Mann, also fast der dritte Mann

als Tobte und Vermundete gezählt. In der Schlacht von Ligny und den Nachtrabs-Gefechten am Tage vorher verlor Feldmarschall Blücher bei einer Heermacht von 83,000 Mann 12,500 Tode und Vermundete, also mehr als den siebenten Mann. Bei Waterloo hüfte Wellington den fünften Theil seines Heeres ein (13,000 Mann von 67,000) und die ihm zu Hilfe kommenden preussischen Corps ebenfalls den fünften Theil (6700 von etwa 30,000 Mann.) Die Heere Blüchers und Wellingtons zusammen, etwa 200,000 Mann, verloren im Jahre 1815 auf den vier Schlachtfeldern von Ligny, Quatrebas, Waterloo und Wavre in vier Tagen 39,075 Mann, — das heißt sie verloren ungefähr den fünften Mann. Vergleicht man damit die Verluste der Deutschen in den Schlachten bei Courcelles, bei Mars la Tour und Gravelotte, so befanden sich in dem Umkreise von Metz neun deutsche Armeecorps, also 270,000 oder hoch gegriffen 300,000 Mann. Der Feind war durch Schützengraben, — durch die Forts der Festung gedeckt, er mußte von steilen, festungsartigen Höhen, auf welchen er sich eingegraben hatte, verdrängt werden. Gleichwohl ist so viel gewiß, daß von den Deutschen höchstens der 10te oder 9te Mann verwundet wurde, und daß von der Gesamtzahl des Verlustes reichlich die Hälfte nur leicht verwundet sind.

Das Bild des Großvaters.

Zu den Zeiten unserer Altväter saß am hohen Thore von Danzig ein altes Mütterlein, Namens Else, die in einer hölzernen Bude ein kleines Waarenlager von Kinderpiel-Sachen, Silberbogen und einigem alten Gerümpel feil bot.

Die Bude saß, wie das alte Mütterlein, ganz morisch und gebrechlich aus, denn Else war in derselben schon als Kind geschäftig gewesen; sie saß hier als Braut, als junge Frau, als Mutter. Sie trauerte hier als Wittve; sie saß hier mit bleichem Angesicht und rothgeweinten Augen, als sie ihr letztes Kind begraben hatte. Alle ihre Freuden und alle ihre Schmerzen hatte sie hier durchlebt, geduldig in Trübsal, dabei aber fröhlich in Hoffnung auf die Hilfe des Herrn. Nun aber wurden ihre letzten Tage immer traueroller, denn nur selten noch blieb ein Käufer vor der kleinen Bude stehen; ja oft, sehr oft mußte sie Abends ihr kleines Waarenlager schließen, ohne einen Groschen gelöst zu haben. Da mußte sie denn freilich darben und entbehren. Sie hatte indessen nie etwas von Wohlleben geschmeckt, aber immerdar doch so viel errungen, um des Leibes Leben von dem einen Tage zu dem andern fristen zu können.

Jetzt aber steigerte sich ihre Noth; denn schon seit drei Tagen hatte sie nicht das Geringste verkauft, und doch war die Miete für die kleine Kammer, worin sie Nachts schlief, eben fällig. Zwar machte ihr diese Schuld gerade nicht so großen Kummer; denn sie wohnte bei armen Leuten, die selbst den Mangel und die Noth nur zu gut kannten, und die deshalb mit der noch ärmeren Alten Nachsicht hatten bis auf bessere Zeiten. Aber der Mann, von dem sie die Kinderpielsachen und die Silberbogen bezog, war, obwohl reich, doch harten Herzens. Er drohte, wenn Else die für ihn unbedeutende Schuld nicht zahlen würde, ihr gerichtlich die Bude verkaufen zu lassen.

So saß sie denn ganz sorgenvoll da, das Haupt gebeugt, die hagern Hände gefaltet in den Schooß gesenkt und hielt in aller Demuth vor Gott ihre stillen Herzensgespräche, verbunden mit manchem heißen Stoßgebetlein. Draußen aber zwitscherte die Lerche recht fröhlich, denn der Früh-

lingssonnenstrahl machte die Luft lau; doch ihr ward's immer meher um's Herz, und sie wünschte sich sehnlich dorthin, wo ihr braver Mann sammt ihren Kindern längst schon ruhten, und ersuchte für sie und sich den ewigen Frieden.

Da kam ein Mann dahergehslendert, der störte sie in ihren Betrachtungen und Gebets-Suizern. Er war auch kein Jüngling mehr, denn sein Haar ergraute bereits; sonst erschien er noch als ziemlich rüstig und kräftig. Welchem Beruf er angehörte, das verrieth seine Theer-Jacke und der breite schwankende Gang; er war ein Seefahrer. Er hatte die Arme auf dem Rücken über einander geschlagen und sah, wie man vermuthen durfte, bestremdet und doch bekannt umher.

Nachdem er nun jeden Stein am Thore, jeden Sitz und jedes Gebäude lange gemustert hatte, fiel sein Blick endlich auf die Bretterbude und auf Frau Else. Da trat er näher und sprach: „Es hat sich doch Manches in Danzig verändert. In dieser kleinen Bude saß einst eine junge, muntere Frau, von der ich als Schulknabe manchen Silberbogen gekauft habe. Wo mag diese hingekommen sein?“

Die Alte lächelte wehmüthig und entgegnete: „Lieber Herr, das kann doch Niemand anders gewesen sein, als ich selbst; ich sitze hier schon über fünfzig Jahre!“

Der Fremde fuhr mit der gebräunten Hand über die Stirn und rief: „Ja so, ich habe vergessen, daß ich über vierzig Jahre abwesend war. Die Zeit verändert viel; mancher meiner früheren Schul- und Spielgenossen ist wohl schlafen gegangen, und die da noch leben, werden den armen Matrosen nicht wieder erkennen, viele werden's auch nicht wollen! Der Peter Braun, welcher früher in der Langgasse wohnte, ist nun auch wohl schon lange todt?“

„Selbst gekannt hab' ich ihn nicht, aber ich habe viel von ihm erzählen hören.“ Er starb im Spital! entgegnete Else.

„Im Spital?!“ wiederholte der Unbekannte erschüttert. „Der Mann hat ein hartes Schicksal gehabt!“ fuhr die Alte fort; „ihm ward es auch nicht an der Wiege gesungen, daß er so sterben sollte! — Er war der Sohn von dem Bernhard Braun, der allgemein für einen sehr reichen Mann galt. Als er aber plötzlich starb, fand man weder Geld noch Gelbeswerth in seinem Nachlasse, wohl aber meldeten sich Gläubiger mit bedeutenden Forderungen. Peter Braun, um des Vaters ehrlichen Namen zu retten, bezahlte alle Schulden. Aber durch dieses Opfer verarmte er selbst so sehr, daß er es geschehen lassen mußte, daß sein noch unerwachsener Sohn als Schiffsjunge in die Fremde ging. — Nun war der alte Mann ganz allein! — Er begann noch Manches: aber nichts glückte ihm, und seine ehemaligen Freunde hatten sich von ihm abgewandt; die Armen konnten ihm nicht helfen, die Reichen wollten nicht! So geschah es, daß er krank und lebensmüde in's Spital gehen mußte?“

Das Angesicht des Fremden zuckte wie in bitteren Schmerzen bei dieser Kunde. Er wandte sich schnell, um in die Stadt zu gehen; aber noch einmal kehrte er um und fragte: „Wo liegt denn der Peter Braun begraben?“ „Auf dem Armenkirchhofe!“ antwortete Else.

Der Fremde schien diese Auskunft erwartet zu haben; er senkte das trübe Auge. Da fiel sein Blick auf ein altes, erloschenes Delgemälde, das im Hintergrunde der Bude hing.

„Was wollt ihr für das alte Bild?“ fragte der Mann. „Ich habe es,“ entgegnete die Alte, „vor vielen Jahren in einer Versteigerung für ein Paar Groschen

gekauft. Es mag wohl nichts werth sein, denn Niemand hat es mir wieder abnehmen wollen, obgleich das alte Gesicht auf dem Bilde recht fromm und freundlich aussah. Gefällt es Euch, lieber Herr, so möget Ihr selbst bestimmen, was Ihr mir dafür geben wollt. Ich bin mit jedem Gebote zufrieden.“

Der Unbekannte legte einen spanischen Thaler auf den Tisch und griff nach dem Bilde.

„Ach, lieber Herr!“ rief die Alte kläglich, „ich kann Euch dieses Geldstück nicht wechseln, denn ich habe leider seit drei Tagen nichts eingenommen!“

„Laß es nur gut sein, Mütterchen,“ versetzte der Unbekannte. „Ich bin freilich auch ein Armer, der sich zur Aufnahme in irgend ein Spital melden kann; aber ich bezahle doch wohl mit dem letzten Thaler das Bildniß meines Großvaters nicht zu theuer!“

Er lief davon, ohne auf einen Dank oder auf eine Antwort zu hören.

Else war Anfangs mehr erschrocken als erfreut. Sie konnte es nicht fassen, daß der Mann, der nach seiner Kleidung und nach seiner Rede selbst gar arm war, ihr für das alte verlorbene Bild einen Thaler gegeben hatte. Sie traute ihren eigenen Augen nicht und fürchtete immer, das Bild würde ihr zurückgebracht und der Thaler ihr abgefordert werden. Doch verheute sie bald diesen bangen Gedanken; ihr welch's Herz schwoll auf vor lauter Freude, die in inbrünstige Dankgebete überging zu Jesus Christus, ihrem treuesten Freund in dem Himmel, dem sie kurz zuvor ihre Noth geklagt, und in heiße Segenswünsche für ihren Retter, den Er ihr gesandt hatte. Durch diese kleine Gabe war für jetzt beinahe ihre Noth gemindert. Der harte Gläubiger sollte den Thaler auf Abschlag erhalten; denn sie hoffte, daß er sich damit wohl einstreuen begnügen werde.

Es war wohl noch nicht eine Stunde vergangen, da kehrte der Unbekannte zurück. Seine Blicke funkelten, sein Angesicht leuchtete wie in Flammen. Er stürzte in eiligster Hast auf die Bude der alten Else los, und schlug mit seiner starken Faust so derb auf ihre Waaren ein, daß er mit diesem Schläge sogleich einen Nürnberger Heuwagen sammt den Rössen und ein ganzes Regiment bleierner Soldaten vernichtete. „Liebe Alte!“ rief er mit ungezügelter Freude, „thue mir den Gefallen und wirf dieses dein ganzes Besitzthum auf die Straße, daß sich die Zungen darüber freuen; du sollst es fortan nicht mehr nöthig haben, hier im Sturm und Unwetter zu sitzen — Gott sei tausendmal und aber tausend Mal Dank gesagt! Das Glück ist bei mir eingelehrt, wundervoll und unverhofft! Vierzig Jahre habe ich diesem Glücke auf allen Meeren und in allen Zonen nachgejagt: es wandte mir überall den Rücken; siehe, da finde ich es plötzlich in der Heimath am Grabe meines Vaters! — Es war eine bitterste, eine trübselige Empfindung, als ich das Grab meines Vaters erblickte, so einsam, so wüste und so verlassen! Ach, ich war von dem guten Vater weggegangen mit stolzen Hoffnungen. Reich wollte ich wiederkehren und sein im Alter pflegen. Es war aber Alles anders gekommen; er ruht in der Erde, und ich war ärmer zurückgekehrt als ich ausgegangen! Da hob ich das Bild des Großvaters, für das ich dir einen Thaler gegeben, in die Höhe, um mich wenigstens an den gutmüthigen Zügen zu erfreuen, die mich wilden Buben so oft angelächelt hatten. Aber unter meiner derben Faust, die auf Sonnenbrand, Eiseskälte und schwere Arbeit abgehärtet hat, brach der morische Rahmen zusammen und — aus der Rückseite des Bildes fielen

englische Staatspapiere heraus, deren Werth sich durch die Jahre und den fortlaufenden Zins verdoppelt hat. Der Großvater, der da in seinen letzten Lebenstagen ängstlicher um Hab' und Gut geworden, hatte wahrscheinlich dort alle seine Schätze verborgen, ohne bei seinem so schnellen Tode meinem Vater Nachricht darüber geben zu können. In einem einzigen Augenblicke bin ich nun ein reicher Mann geworden. Jene Papiere sind mein rechtmäßiges Eigenthum; denn bei diesem Schätze lag zugleich ein Testament, das mich, im Falle des Ablebens meines Vaters, zum Erben des Großvaters ernannt. Jetzt kauf' ich unser Haus in der Langgasse zurück, und in dem Prunksaale soll wieder, wie in den früheren Zeiten, das Bildniß des Großvaters hängen. Mit meinem braven Vater kann ich nun freilich meinen Reichthum nicht theilen, wohl aber mit dir, du wackeres Mütterlein, die Gottes Huld und Erbarmen erkoren hatte, so lange meinen Schatz zu hüten! Komm' mit mir, du sollst bei Jörge Braun gute Tage haben!“

So geschah es auch.

Mutter Else zog zu Jörge Braun, den man nun, wie einstmal seinen Großvater, nur den „reichen Braun“ nannte — und sie führte ihm die Wirthschaft.

Jörge Braun hat aber auch sonst noch Wort gehalten; denn Else hatte bei ihm fürwahr gute Tage. Er sorgte für sie wie für eine Mutter, und betrachtete sich stets als ihren größten Schuldner.

Invalid und Tänzer.



Ein reicher Windbeutel fordert 1000 Gulden für den Abend.

Die zwei vielfach entgegengesetzten hier vorliegenden Figuren sprechen zwar für sich selbst, erleiden aber doch einige erklärende Worte. Sie erinnern lebhaft an ein Grundübel der Zeit und das heißt die Genußsucht, d. h.

die Sucht zu genießen und zwar zu genießen immer mehr, immer Feineres und Kostbareres, zu genießen ohne alle Rücksicht auf die Bedürfnisse Anderer, ohne Religion und Vernunft, das heißt thierisch.

Hier also ein einbeiniger Tänzer im unmännlichsten Gewand — er ist für einen einzigen Abend mit tausend Gulden oder mehr engagirt; — der Lustspringer produziert seine Kunst in dichtvollgebrängtem Schauspielhause, auf prachtvoll erleuchteter und ausgestatteter Bühne, unter rauschendem sinnbetäubendem Klang eines zahlreichen Orchesters. Er schwebt auf der großen Zehe des rechten Fußes, den linken denkt man sich hinter seinem Kopf, er schnellst in die Höhe, läßt sich wieder auf die Zehe nieder, wirbelt zwanzigmal auf derselben um sich selbst herum, steht plötzlich still, verneigt sich und das Haus zittert bei dem Beifallssturme, der plötzlich losbricht; ans



Ein armer Invalid bittet um einen Kreuzer.

den Logen fliegen Blumensträuße, Kränze, Gebichte herab, man glaubt in ein Tollhaus gerathen zu sein. Beim Nachhausefahren, zumal wenn's eine Tänzerin ist, spannen junge Laffen die Pferde aus und ziehen den Wagen im Triumph bis zur Wohnung der Gefeierten.

Dabei passirte es vor einigen Jahren einem derartigen Laffen, daß solches Ziehen ihm eine Krankheit zuzog. Er suchte Hilfe bei einem Doktor, der sofort nach der Ursache des Uebels fragte. Als der Kranke ihm sagte, dieselbe komme vom Ziehen einer Kutsche, bemerkte der Arzt: In solchem Fall müssen sie anderswo Hilfe suchen, ich bin kein Vieharzt.

Der Unsinn solcher Geldverschwendung, der oft an's Unglaubliche grenzt, ließe sich durch zahlreiche Belege aus verschiedenen Gebieten des Uebermuthes nachweisen und er

erscheint um so toller, wenn das beigegebene Gegenbild in's Auge gefaßt wird.

Der Stelzfuß mit der Drehorgel anstatt des großen Orchesters, mit dem hölzernen Bein anstatt der wirbelnden Zehe, mit dem geflickten Rock anstatt des golddurchwirkten Phantastie-Bamases, mit dem grauen verwitterten Bart anstatt des schwarz gewickelten Haares und Schnurrbartes, im elenden Dorf anstatt im glänzenden Opernhaus der Hauptstadt — er fordert nicht seine tausend oder zehntausend Gulden für sinn- und geistlose Sprünge, die jede Kate vollkommener produziert, sondern bittet um eine ganz kleine Gabe zur Stillung des Hungers. Er hat übrigens mit seinem Fuß nicht bloß dumme Sprünge gemacht, sondern hat ihn für's Vaterland bei lebendigem Leibe hergegeben. Im Schlachtengewühl hat ihn nicht süßer Ambradust, sondern Pulverdampf umgeben, nicht Kränze und Blumen sind ihm entgegen geworfen worden, sondern Mordgeschosse und statt der Beifallskrufe vernahm er Schlacht- und Blutrufe. Jetzt nachdem die Schlachtorchester schweigen, die Kanonenbäche verstummt sind, zieht er mit der Drehorgel auf anderthalb Beinen durch's Land, spielt und singt:

En blinde Ma, en arme Ma,
Er spricht ich um e Wohlthat a.
E Stückli Brod ab eurem Tisch,
Wenn 's eue guote Willen isch;
Geh, dur Gottes Wille!

Er kommt wohl auch vor die Häuser der Reichen, wo ihn aber irgend ein behorbeter Thürsteher barsch abweist. — Er kommt auf dem Dörflchen vor's Haus der Bauernwitwe und spielt ihr und ihren Kindern auf der Orgel und singt:

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern gibt es nicht u. s. w.

Und die arme Frau läßt ihn nicht unbeachtet weggehen, und die Kinder theilen mit ihm ihr Abendbrod.

Die Phantastie verleitet aber den Stribenten bei solchen Malereien leicht zu Unbilligkeit. Man darf nicht vergessen, daß das Gesagte nicht auf alle reichen Leute, auch nicht auf alle nicht reiche paßt; ferner, daß der Staat in schönem Wetterifer das Glend zu mildern sucht, wenn er auch die Mittel dazu an Orten holt, wo er sie nicht holen sollte. Der Fadel trifft mehr reiche Privaten, welche an sinnlose Freuden Summen vergeuden, mit denen oft die Armen einer ganzen Gemeinde aus dem Glend gerissen werden könnten. Dadurch wird der Riß zwischen Reich und Arm immer größer, und es ist kein Wunder, wenn der letztere allmählig Liebe, Treue und Geduld verliert, das „neue Evangelium“ der Gütergemeinschaft, dem alten Evangelium Christi vorzieht und aus dem Grundfah: das Eigenthum ist Diebstahl, die richtige Folgerung zieht: Gestohlenes darf und will ich zurückerfordern, nöthigenfalls mit Gewalt. Wir sind unser Viele, wir wollen es einmal probiren, wie es Andere, z. B. jüngst in Paris, auch probirt haben.

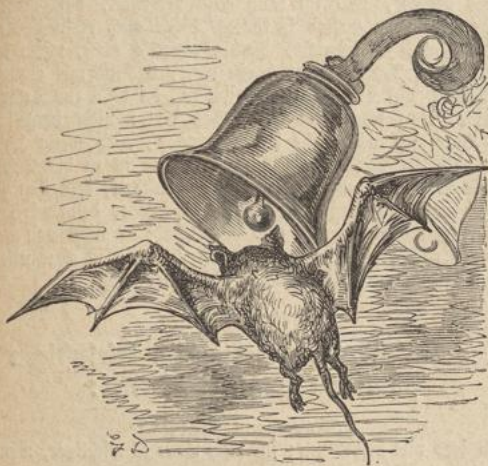
Glockensagen.

Der Kalender hat voriges Jahr vieles von den Glocken gesagt, sie zum Gegenstand seiner Hauptbilder genommen, und eine Portion Sprüchwörter über dieselben mitgetheilt; dieses Jahr aber will er etwas zusammensuchen, was in alter Zeit der Volksglaube und die Volkspantastie über diese schönen wohl- oder übelklingenden Dinger erzählt.

Weil die Glocken an allen Ereignissen des Menschlebens so lauten Antheil nehmen, mit uns sich freuen und

trauern, uns mahnen, rufen, warnen und selbst noch zum Grab begleiten, so ist's ja natürlich, daß man sie auch als geheimnißvoll lebende Wesen ansah. Daher lieben sie ihre Heimath; ungern trennen sie sich von der Kirche, deren Schutzheiligen sie geweiht sind oder von dem Völklein, der Gemeinde, welchem und welcher sie schon mehrere Geschlechtsfolgen hindurch ihre gesegnete Stimme liehen. Darum sind sie so schwer fortzubringen und leisten den größten Widerstand. Schon wenn die Verzekung einer Glocke nur beabsichtigt wird, so murren sie, klingen rauher oder verstummt, kehrt aber zur Besinnung und klingt um so lieblicher, wenn man sie an Ort und Stelle läßt.

Ein andermal mögen viele Pferde die Last einer Glocke nicht von der Stelle bringen, oder gelangen nur bis an den nächsten Berg, wo die Glocke liegen bleibt, bis an einen Sumpf, wo sie versinkt, bis an eine Brücke, mit welcher sie zusammenbricht und im Wasser verschwindet. Kehrt man aber mit ihr um, dann wird sie federleicht und ein Schimmelchen zieht, was vorher zwanzig starke Rosse nicht fortbringen konnten. Gelingt aber die schwierige



Fortschaffung einmal, so war die Mühe doch verloren; die sonst volltönende Glocke klingt und schnarrt an ihrem neuen Orte jammervoll und will fast nicht mehr tönen, so daß man aus Verdruß sie zurückschickt, worauf ihre Heiserkeit sofort verschwindet.

Kehrt sie aber nicht heimwärts,
So wird das todt' Erz
Ein lebendig fühlendes Herz
Und zerpringt vor Jammer und Schmerz.

Oder die Glocke verschwindet nach dem Abendläuten und wird am nächsten Morgen am alten Orte gefunden.

Ist eine Glocke versunken, so hat sie auch in der Erde oder im Wasser, wo sie liegt, keine Ruhe: zu gewissen Zeiten und Stunden kann ein Sonntagskind sie hören und dadurch ihr Wiederauffinden oder ihre Rettung veranlaßt werden.

Der ärgste Glockenfeind ist der Beelzebub, denn schon am reinen Klange des Erzes nimmt er Aergerniß und flieht davor; Ungläubige und vom Teufel Besessene können daher diesen Ton nicht ertragen. Besonders feindlich ist er den Glocken vor ihrer Weihung; nachher aber hat er keine Macht über sie, schon darum, weil sie das Kreuzzeichen trägt. Kann er einer gar nicht oder mangelhaft geweihten

Glocke habhaft werden, so stürzt er sie in den ersten besten Abgrund. Da läutet sie an der Weihnacht um 12 Uhr, auch an den Quatembertagen, und wer sie hört, stirbt noch in demselben Jahre.

Auch die Hexen werden in ihrer famosen Wettermacherskunst plötzlich gestört, wenn sie das Wetterglöcklein läuten hören und schimpfen dann: Das Wetterhundli bellt. Dagegen weiß es Satanas einzurichten, daß ihm sogar das Geläute zu Dienste sein muß. In einem Apskirchlein der Schweiz kam das Sennenvolk immer sehr frühzeitig zum Gottesdienst, als aber der Teufel in Gestalt eines reichen Wohlthäters ein Glöcklein in die Kapelle schenkte, verließen sie sich auf den Klang desselben so getrost, daß sie von da an fast immer zu spät kamen.

Als übernatürliche Wesen oder doch als Werkzeug höherer Mächte erweisen sich die Glocken ferner dadurch, daß sie zu Zeiten von sich selbst, oder dann doch mit verändertem, dumpfen Tone läuten, was gewöhnlich einen nahen Todesfall oder ein anderes Unglück verkündet. So hängt zu Bililla in Aragonien eine Glocke mit zwei Crucifixen verziert, von denen das eine östlich, das andere westlich angebracht ist. Wenn ein öffentliches Unglück bevorstand, fing sie von selbst zu läuten an und zwar so, daß der Klöppel nach derjenigen Seite anschlug, von wo das Uebel kommen sollte und es geschah dies im Zeitraum vom Jahre 1435 — 1601 in neun Malen, jedesmal bei wichtigen Ereignissen.

Das freiwillige Läuten ist übrigens nicht immer eine Vorhersagung des Künftigen, es bedeutet auch oft eine Ehrenbezeugung z. B. beim Auffinden von Reliquien; zuweilen im Namen des öffentlichen Gewissens zur Verhütung oder Abstellung des Unrechtes. Im Kanton Uri sollen sie einmal von selbst geläutet haben, als ein ungerecht zum Tode Verurtheilter zum Richtplatz geführt wurde, daher das Volk den Unglücklichen für einen Heiligen ansah. Dagegen schweigen die Glocken, wenn etwa unberechtigtes Läuten, etwa während dem Banne — versucht wird, oder wenn sie gestohlen sind, oder die Glockengießer beim Gusse betrogen haben.

Die „Lügendlocke“ in Gent hat seit Menschengedenken nie zur rechten Zeit geläutet. Das Schweigen der Glocken in den drei letzten Tagen der Charwoche deutet man an vielen Orten dahin, daß dieselben zu dieser Zeit nach Rom fliegen oder Wallfahrten und auf Ostern wieder zurückkommen. Zuweilen kommen die Glocken auch Sonntags von den Thürmen herab, um träge Leute, besonders Kinder in die Kirche zu treiben.

Das Wunderlichste aber ist, daß die Glocken auch schweigen und sprechen können. Als einmal zu Großdietwyl im Kt. Luzern, die katholischen Einwohner in den Krieg gezogen waren, kamen die benachbarten Berner und nahmen die große Glocke weg. Als sie auch die kleinere Muttergottesglocke wegnehmen wollten, fing diese an zu bluten und sprach: Soll ich auch lutherisch werden? Da erschrecken die Berner und ließen die Glocke hängen. Bei hellem Wetter hört man in Dietwyl zuweilen noch die geraubte große Glocke und alte Leute meinen, sie zeige dann ihr Heimweh an.

Es ließe sich von solchen Sagen unschwer ein ganzes Buch sammeln und ist wahrscheinlich schon irgend ein solches oder mehrere geschrieben, der unterrichtete Katholik weiß, was er im Allgemeinen von solchen Ueberlieferungen zu halten hat, und wird an der Hand christlicher Lehre leicht den Kern des Wahren von der oft glänzenden Schale der Fabel ausscheiden können. Wo er's nicht kann, frage er den Pfarrer oder den Kaplan.

Gemeinnütziges.

Instruktion für die Anwendung der konzentrirten Düngemittel:

Bei der Anwendung der konzentrirten, sogenannten künstlichen Düngemittel ist im Allgemeinen Folgendes zu beachten:

1) Diese Düngemittel wirken am günstigsten und sichersten auf einem milden Lehmboden, der also weder zähtonig, noch auch sehr sandig und trocken ist. Indeß ist das letztere Extrem einer lohnenden Wirkung weniger nachtheilig, als das erstere, im Fall klimatische Verhältnisse und Witterung keine zu große Trockenheit bedingen.

2) Das betreffende Feld muß wo möglich in mittlerer Kraft sich befinden, weder frisch mit Stallmist gedüngt, noch durch vorausgegangenen Ernte stark erschöpft sein.

3) Der Acker darf vor allen Dingen nicht an allzu großer und stöckender Rasse im Untergrunde leiden, er muß zugleich auch kultivirt und in feiner Weise verunkrautet sein.

4) Es ist besonders wichtig, daß man die konzentrirten Düngemittel recht gleichförmig über die düngende Fläche vertheilt. Zu diesem Zwecke ist es in der Regel nothwendig, dem Dünger je nach dem auszustreuenden Quantum ein gleiches oder das doppelte und dreifache Volumen an guter Erde beizumischen. Anderweitige Beimischungen, wie von Gyps, Asche &c., sind zu unterlassen.

5) Bei vorherrschend trockener, sehr sandiger Beschaffenheit des Bodens sind die konzentrirten Düngemittel möglichst tief, 3—5 Zoll tief in den Boden zu bringen, also entweder unterzuackern oder mittelst einer kräftig wirkenden Egge in den Boden hineinzuarbeiten.

6) Es liegt im Interesse eines jeden Landwirthes, die Wirkung der wichtigeren Düngemittel auf seinem eigenen Grund und Boden recht sorgfältig zu beobachten und auch nach verschiedenen Richtungen hin vergleichende Versuche anzustellen. Bei der großen Ungleichheit der klimatischen und namentlich der Bodenverhältnisse lassen sich keine ganz allgemein gültigen Regeln aufstellen und oftmals kommt es nur darauf an, durch Versuche zu ermitteln, in welcher Art und Weise das Düngemittel unter den vorhandenen Verhältnissen anzuwenden ist, um dem Landwirth mit Hilfe desselben alljährlich lohnende Ernten zu sichern. Es ist in dieser Hinsicht z. B. zu erwähnen:

a) Man beobachte auch die etwaige Nachwirkung der Düngemittel in dem zweiten und dritten Jahre nach erfolgter Anwendung desselben. Von den im Dünger enthaltenen Pflanzennährstoffen kann nichts verloren gehen; sie müssen früher oder später den Pflanzen zu Gute kommen und in den Mehrerträgen der Ernten bemerkbar sein.

b) Man beachte ferner, ob nicht die Wirkung des Düngers hauptsächlich in der bessern Fruchtbildung sich ausdrückt, ob nicht die Körner schwerer werden und ein günstigeres Verhältniß derselben zum Stroh sich herausstellt; ob nicht vielleicht die Kartoffeln an Güte wesentlich zunehmen und die Rüben, der Klee und das Wiesenheu an Futterkraft gewinnen.

c) Man stelle gleichzeitig mit zwei oder mehreren verschiedenen Düngemitteln vergleichende Versuche an, auf gleich großen, neben einander liegenden Flächen, bei dem Anbau einer und derselben Frucht.

d) Man suche zu ermitteln, in welchen Mengenverhältnissen das Düngemittel die günstigste Wirkung ausübt, indem man z. B. 1, 2 oder 3 Ctr. pro Morgen (ein württemb. Morgen = $\frac{2}{3}$ preuß. Morgen) auf drei verschiedene, neben einander liegenden Flächen austreut.

e) Man lasse sich überhaupt von dem etwaigen Fehlschlagen des ersten Versuches nur nicht von weiteren Beobachtungen abschrecken; auch bei dem Stallmist bedingt die Gunst oder Ungunst der Witterung, sowie der durch die vorausgehende Kultur herbeigeführte Zustand des Bodens in dem einen Jahre eine bessere oder schlechtere Wirkung, als in dem andern.

Dorfsackdote.

Es regnet, wenn ich will, ist ein altes Sprichwort und soll von einem Bauer herrühren, der zu sagen pflegte, es regnet auf meinem Acker, wenn ich will, und dazu ist mein Acker so klüger als unser Schultheiß. Als dies Wort dem Schultheißen zu Ohren kommt, und daß man ihn für dünner hält denn ein Roß, so läuft er stracks zum Pfarrherrn und klagt jenen Lästler der Zauberei an, weil er nur mit des Teufels Kunst über Regen und Sonnenschein verfüge. Der Bauer wird vorgeladen, soll seine Antwort thun und hebt also an. Es ist wahr, ich habe beides geredet, und ich kann auch beweisen, daß beides wahr ist. Zum Ersten ist Gottes Wille auch mein Wille; will's Gott, so regnet's, darum regnet's auch, wenn ich will. Zum Andern hab ich ein Roß, das ist mir einmal im Winter auf dem Glatteise gefallen, da ich's zur Tränke führte. Nun kann das Pferd des Ortes nicht vergessen und ließe sich nicht mehr dahin bringen, und wenn ich's todt schlage. Unser Schultheiß aber der ist in der Dorfschenke so oft geraust und geschlagen worden, daß ihm die Augen vor dem Kopfe heraus liegen, wie er denn wirklich zum Augenschein dasteht, und doch bleibt er nicht von der Schenke und den Bauern weg. Darum also ist ohne allen Zweifel auch mein Roß klüger als unser Schulze.

Der Kalender empfiehlt dem leselustigen Publikum folgende Artikel:

„Napoleons Sturz“

wird jetzt viel besprochen; für mich wäre es wichtiger, wenn ich starken Absah fände.

„Wer kann raffen“

was wir heuer allerlei Verreiches und Kurzweiliges bringen?

„Europa's Politik“

drängt zwar gegenwärtig fast alle andern Fragen in den Hintergrund, ich möchte dennoch bitten, die Augen auch auf mich zu wenden.

„Ein liebes Kind“

sagte jüngst zur Mutter: „Gelt Du kaufst mir wieder einen Einsiedlerkalender, ich hab ihn im Laden beim Wetter Steffen gesehen.“

„Banditen und Ranbrücker“

werden mich freilich nicht kaufen, wohl aber recht viele gutdenkende, brave Leute.

„Die Hexen und Ziegenrinnen“

sehen nicht halb so deutlich in die Zukunft, und sind nicht halb so zuverlässig wie meine Sprüche und Erzählungen.

„Ein goldenes Neujahr“

wünscht der Kalender allen seinen Lesern und Leserinnen, von denen er leider nur die wenigsten kennt.